



Berlin, den 14. Juli 1900.

## Tsin-Schi-Hoang-Ti.

Die deutsche Kriegsflagge weht auf dem Weltmeer und fünfzehntausend Männer, deren rüstige Kraft auf heimischer Flur die Arbeit fördern könnte, sitzen, wenn der Dienst oder die Neugier sie nicht auf Deck ruft, in der engen, dunstigen Koje und denken zurück ins Land ihrer Lieben, sinnend vorwärts ins Unbekannte, dem das gepanzerte Schiff sie entgegenfährt. Ihr Kaiser und Kriegsherr hat für Alles gesorgt, für Kaskadkleider und Tropenhelme, Mundvorrath, Waffen und Munition, und in der Aufwallung eines Racheheischenden Zornes sogar daran gedacht, aus Berlin den Kinetographen nach Wilhelmshaven kommen zu lassen, der die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerchaar für das Kinetoskop aufnehmen sollte. Nun haben sie Muße und können dem Zweck ihrer Reise nachdenken. So oft und so lange schon hörten sie von Kameraden das Ende der faulen Friedenszeit herbeiwünschen; jetzt ist der ersuchte Krieg da, ein Krieg, der Ehrenzeichen und rasche Rangerhöhung verheißt, und ihnen ward mitzukämpfen gegönnt. Wofür er kämpfen soll, darüber grübelt der gemeine Mann nicht; er ist froh, den eintönigen, ermüdenden Garnisonsdienst hinter sich zu haben und ein fernes Märchenland betreten zu dürfen, von dem er in alten Kalendern Wundergeschichten las. Nicht als Verteidiger des Vaterlandes zieht er hinaus, wie vor dreißig Jahren der Vater oder der ältere Bruder; die heimischen Grenzen sind nicht bedroht und kein geraubtes Glied ist dem verstümmelten Leib der Mutter Germania zurückzugewinnen. Doch unter heißerer Sonne harren weiße Menschen der Retter aus Todesgefahr. Nur ein dünnes Gebälk trennt sie, Männer, Frauen und Kinder, von ihren Feinden, deren wüthender Wahn

grausamste Vernichtung sinnt. Wochen lang warten sie schon. Leichen-geruch verpestet den schwülen Raum, Kranke und Verwundete heulen durchs enge Haus, die Nahrung ist knapp geworden und unten, vor den angstvollen Blicken blasser Jungfrauen, tobt das gelbe, schlißhäugige Gefindel. Noch ein Tag, eine Stunde vielleicht, — und die Horde erzwingt den Eingang und feiert auf den kaum erkalteten Kadavern der weißen Männer ein wüstes, orgiastisches Siegerfest, dessen Lust weiße Mädchen würzen müssen. . . Der Mann im Khatirock greift nach seinem Gewehr. Wenn er den verwaissten Kindern seiner Rasse als Retter erscheinen könnte! Aber sein Sehnen treibt das Schiff nicht schneller durchs Weltmeer; und ehe er in Reihe und Glied durch Peking's Thor marschirt, werden die Weißen geschlachtet oder geborgen sein. Der deutsche Soldat streckt sich auf sein schmales Lager. Ueber und unter ihm schnarchen schon längst die vom Wachtdienst ermatteten Kameraden. Nun sucht auch er den Schlummer. Er folgt dem Befehl und hat nicht zu fragen, warum sein Kaiser ihn übers Meer in die Ferne schießt.

Die daheim Gebliebenen aber, die kein Matrosenhemd und keinen Khatirock tragen, haben das Recht nicht nur, haben die Pflicht zu der Frage, was nun geschehen soll und welche Aufgabe den fünfzehntausend deutschen Männern gestellt ward, die jetzt der Ozean trägt. Während der ersten Juliwoche ist viel geredet und geschrieben, telegraphirt und photographirt worden; doch weder Worte noch Bilder haben das Ziel der Reichspolitik und den Zweck des Reichskriegszuges der Menge zu klären vermocht. Der Kaiser hat von „Mobilmachung“ und „Krieg“ gesprochen und mit zorniger Geberde gesagt, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Peking's Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren.“ Diese Worte waren kaum verbreitet worden, da ließen sämmtliche Großmächte auch schon erklären, sie dächten nicht daran, einen Krieg gegen China zu führen, und würden zufrieden sein, wenn für die Ermordung und Beraubung der Weißen Sühne gewährt und im Reich des Himmelssohnes die Ruhe wiederhergestellt werde. Das feierliche Wort eines Deutschen Kaisers kann nicht ins Leere gesprochen sein. Wir müssen also annehmen, das Deutsche Reich führe allein Krieg gegen China; nur dann ist auch der Satz des Kaisers von dem „historischen Augenblick“ verständlich, „der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet“. Aber der Kaiser ist nach Norwegen abgereist, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der einzige verantwortliche Reichsbeamte, sitzt seit Wochen, den Geschäften fern, in der Schweiz und die Offiziosen verkünden, man dürfe

nicht von einem Kriegszug, sondern nur von einer Strafexpedition nach China sprechen. Hat der Kaiser, der den Krieg nur erklären kann, wenn das Bundesgebiet oder dessen Küste angegriffen worden ist, die Zustimmung des Bundesraths nicht gefunden? Die Unklarheit geht noch weiter. Der Kaiser will einen Rachekrieg führen und zugleich die Asiaten die milde Wunderkraft des Christenkreuzes kennen lehren; und nun scheint, mit deutscher Einwilligung, den japanischen Buddhisten und Shintoisten das Mandat anvertraut, in China Sühne und Ordnung zu schaffen. Dagegen wäre, wenn die Russen zustimmen, nichts einzuwenden; nur wird die rothe Sonnenscheibe der japanischen Kriegsflagge nicht einem Sieg der Christenlehre leuchten. Aus dieser Wirrnis führt kein erkennbarer Weg; und ein mündiges Volk darf doch fordern, daß man ihm sagt, welchem Ziel es entgegenwandern und wofür es kämpfen soll. Wenn die deutschen Soldaten in Ostasien landen, wird die alte Maha-Tsin, das Reich der Erdmitte, wahrscheinlich wieder ruhig sein. Entweder bleibt die Rebellion siegreich, eine neue Dynastie wird eingesetzt und die Mehrheit des Vierhundertmillionenvolkes schließt sich den empörten Patrioten an: dann wird ein Rassenkrieg nöthig, den nur ein nach Hunderttausenden zählendes Heer wagen kann und der Russen, Briten, Franzosen und Nordamerikanern eben so ungelegen käme wie den Japanern. Oder der Aufruhr wird unterdrückt und die Mandschus kehren auf den Thron Yaos zurück: dann wird die an Weißen verübte Unbill durch eine Massenhinrichtung gesühnt, Schadensersatz angeboten, demüthig Entschuldigung erbeten und dem von abgestraften Rebellen Beleidigten bleibt nichts mehr zu fordern. Im ersten Fall ist das deutsche Aufgebot zu schwach, um entscheidend eingreifen zu können, im zweiten findet es für seine Schlagkraft eben so wenig Verwendung wie vor drei Jahren die gepanzerte Faust des Prinzen Heinrich von Preußen; und in beiden Fällen kann der Hader der in Asien am Meisten interessirten Großmächte plötzlich zu sehr schlimmen Verwickelungen führen. Das erkennt in Europa auch der Vaie. Was also soll geschehen?

In dem forrigirten und gedruckten Text einer Tafelrede des Kaisers steht ein merkwürdiger Satz, dessen Sinn uns vielleicht das dunkle Räthsel lösen kann. Nachdem Wilhelm der Zweite von dem historischen Augenblick gesprochen hatte, der in der deutschen Geschichte „einen Markstein bedeuete“, fuhr er fort: „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf.“ Man könnte erwidern, daß Deutschland ohne die Herrschaft über ein Weltmeer

groß und mächtig geworden ist, daß ozeanische Beweise nicht sehr haltbar sind und daß auch künftig, wie bisher, auf dem Rund der bewohnten Erde manche Entscheidung fallen wird, an der ein Deutscher Kaiser, und hätte er eine moderne Armada, nicht mitzuwirken vermag. Doch wichtiger als die Kritik eines Programmes ist zunächst die Aufhellung seines Sinnes. Und über diesen Sinn ist, wenn man ihn aus den Schleiern hebt, kein Zweifel mehr möglich. Er ist im Ausland verstanden worden und das Bemühen, ihn den Deutschen zu verhüllen, ist thöricht und unanständig. Der Kaiser will Weltpolitik größten Stils treiben, in den asiatischen Machtstreit eingreifen und bei jeder Entscheidung seiner Stimme Gehör sichern. Deshalb hat er die Karawanenstraße einer imperialistischen Industriepolitik beschritten, deshalb schnell die Verdoppelung der Schlachtflotte durchgesetzt, deshalb einen Heerhaufen von der Stärke einer Division nach China geschickt. Denn er will nicht nur die Ermordung seines Gesandten rächen, Leben und Eigenthum deutscher Bürger vor weiterem Schaden bewahren, sondern, wenn es zur Theilung des Mandtschuerbes kommt, den deutschen Besitz in Ostasien beträchtlich mehren und schon jetzt den Chinesen zeigen, was er an Kriegsschiffen und bewaffneter Mannschaft aufbringen kann. Die Stunde, da diese Entscheidung fiel, durfte er einen historischen Augenblick und einen Markstein in der deutschen Geschichte nennen; sie hat uns, wenn dem Wort die That folgt, den nie mehr zu littenden Bruch mit der deutschen Vergangenheit und mit der Politik Bismarcks gebracht. Der erste Kanzler glaubte, das junge Reich habe mit der Wahrung seiner europäischen Machtstellung genug zu thun; er freute sich, als Frankreich sich in Tongking festlegte, sah die günstigste Chance der stets von einer übermächtigen Koalition bedrohten deutschen Stämme darin, daß sie in dem zwischen Rußland und Großbritannien schwebenden Streit um die Herrschaft über Asien neutral bleiben könnten, unterstützte still, so weit das deutsch: Interess: es irgend gestattete, die russische Politik und hielt bis zu dem Tage, wo Nordamerika und Rußland das großbritische Weltreich überwachen haben würden, England für den der deutschen Entwicklung gefährlichsten Feind. Die kleinste Kolonie, sagte er nach dem Abschluß des deutsch-chinesischen Pachtvertrages, ist groß genug, um „Dummheiten zu machen“; und er hörte bis zu seinem letzten Lebenstage nicht auf, eindringlich vor einer Verzettlung deutscher Kraft an überseeische Abenteuer zu warnen, die bei neidischen Nachbarn Mißtrauen wecken und die Fähigkeit zur Vertheidigung des heimischen Bodens schwächen müßten. Dem dritten Kaiser sind solche Bedenken offenbar völlig fremd. Ihm ist das Reich Bismarcks zu klein

und er hält das Volk, dessen Vertrauensmann er sein soll, für so stark und so reich, daß es mit den älteren Weltmächten den Wettkampf wagen kann. Diesem Gefühl fand er in Wilhelmshaven weithin klingende Worte, — und das Echo brachte aus Petersburg, London, Paris und New-York die Erklärung: Wir führen nicht Krieg gegen China, wir wünschen keine Machtverschiebung im Reich der Mitte. Vorher hatten die Russen sich geweigert, den England allzu befreundeten Japanern freie Hand zu lassen; nach den Reden des Deutschen Kaisers wich dieser Widerstand. Oft schon sah man, daß zwei Gäste, die, so lange sie allein am gedeckten Tisch saßen, einander mit feindlichen Blicken gemessen hatten, schnell Frieden schlossen, wenn ein Dritter 'lay anshälare; mür auls oer Stühlke' zu Ehren.

Heute noch, wie vor Humboldts Tagen, ist China den Deutschen ein unbekanntes Land. Mancher Gelehrte hat in der Sammlung der Sacred Books of the East den Tao-Te-King gelesen, Lao-Tses ehrwürdige Chinesenbibel, und mit heißem Bemühen die confucianische Sittenlehre studirt, mancher Politiker hat, wie Andrassy vor dem bosnischen Feldzug, geglaubt, dieses wilde Land könne eine Militärkapelle mit klingendem Spiel kampfslos erobern. Das Wesen des gelben Volkes blieb, trotz Gaubil, Ritter und Gobineau, auch gebildeten Deutschen verborgen; und so konnte der Glaube aufkommen, die Chinesen seien Barbaren, denen mit Pulver und Blei die Grundbegriffe civilisirter Menschheit beigebracht werden müßten. Das ist ein gefährlicher Irrthum. An die Tao-Mären von den drachensköpfigen Mythenkaisern und von Pan-Ku, dem ersten, eine Heerde von Affensprossen beherrschenden Menschen, wird kein Europäer glauben; das hohe Alter der chinesischen Kultur aber ist durch unwiderlegliche Zeugnisse bewiesen und sicher ist auch, daß sich schon lange vor dem ersten Christenjahrhundert Fremde im Lande des gelben Volkes angesiedelt hatten. Gobineau citirt aus dem Schu-King die Sätze: „Die Fremden erregen Unruhen. Wenn Ihr aber fleißig Eure Geschäfte betreibt, werden die Fremden sich Euch gehorsam unterwerfen.“ Von dieser frühen Epoche asiatischen Staatenlebens wüßten wir mehr, wenn nicht einer der Herrscher Chinas jäh mit der Vergangenheit und ihrer überlieferten Lehre gebrochen hätte. Tsin-Schi-Hoang-Ti, der zwei Jahrhunderte vor Jesu Geburt lebte, wollte die Macht nicht mit den reichen Familien des alten Hochadels theilen, sondern als ein Caesar des Ostens auf einsamer Höhe über der Masse thronen. Um die Gewalt der adeligen Lehnherrn zu entwurzeln, ließ er die Bücher verbrennen, in denen der Ruhm ihrer Ahnen und ihr ererbter Anspruch auf Souverainetät aufgezeichnet war, und nur die Familienchronik der Tsin-

Dynastie, der er selbst entstammte, vor dem Feuer bewahren. Dann suchte er alle Verschiedenheiten der Stämme, Provinzen, Bezirke wegzuwischen, ernannte neue Beamte, die nie lange im Dienst bleiben durften, theilte das Reich in sechs- und dreißig Departements und that kund und zu wissen, daß die alte Zeit und die alten Gedanken nun für immer begraben seien. Ein Neues sollte werden und Jeder aus dem gelben Volk erkennen, daß fortan nur ein Herrenrecht galt, nur ein Wille gebot. Damit war die organische Entwicklung des Volkskörpers unterbrochen und der Feudalstaat zum Imperium umgewandelt. Der Chinese blieb als Individuum, was er gewesen war: ein nüchterner, nur den greifbaren Gütern der Erde nachstrebender Mensch, ohne Phantasie, ohne übersinnliches Bedürfnis; das politische Leben aber erstarrte, wie immer in Despotien. Der Kaiser von China durfte nicht, wie andere Tyrannen des Orients, jeder raschen Laune, jedem Ueberschwung seiner Gefühle nachgeben und in wollüstiger Grausamkeit schwelgen; solches Wüthen hätte ihn um die Achtung der klühen, verständig rechnenden Untertanen gebracht. Doch er galt und gilt heute noch als ein geweihter Vertreter der Gottheit, als ein gestrenger Vater, dem man nur knieend nahen darf, und in der Theorie ist seiner Gewalt keine Schranke gezogen. In der gemeinen Wirklichkeit des Alltagslebens sieht die Sache freilich ganz anders aus. Wer ein nur auf Gütermehrung und schnellen Gewinn bedachtes Volk beherrscht, muß sich der Forderung fügen, daß dem Lande die Ruhe und die bewährten Geschäftsbedingungen erhalten bleiben und die Erwerbsmöglichkeit dem Händler nicht durch fremde Konkurrenz geschmälert wird. Ein solches Volk kann sich unter der monarchischen Spitze demokratische, sogar sozialistische Einrichtungen schaffen — und wirklich giebt es in China, wo beinahe Jeder lesen und schreiben kann und die Gesetze kennt, eine Volksabstimmung über wichtige Fragen des Rechtes und der Wirtschaft und dem Staatssozialismus des europäischen Westens nah verwandte Tendenzen —, aber es ist als politische Persönlichkeit zu unfruchtbarem Siechthum verdammt und wird früh oder spät die Beute des Starken, der sich nicht leichtfertig von der Wurzel des Stammes löste. Tsin-Schi-Hoang-Ti trennte China mit jähem Griff von der Tradition. Sein Geschlecht ist verschollen, die im Waffenhandwerk geübten Mandschus haben den Chinesen, die auf allen Märkten die billigste Arbeit anbieten, den Fuß auf den Nacken gesetzt und das Reich des Himmelssohnes hat seit Jahrtausenden kein die Menschheitsgeschichte bestimmendes Wort mehr gesprochen.

Im Deutschen Reich sind der Macht des Einzelnen, auch des Kaisers, der hier kein Monarch, sondern unter Gleichen nur der Erste ist, von der

Verfassung enge Grenzen gezogen, und so lange Wortlaut und Sinn dieser Verfassung getreulich beachtet werden, kann nichts Wesentliches gegen den Willen der Volksmehrheit geschehen. Fürsten und Volk haben das Recht, in offener Rede das Ziel ihres Wollens zu zeigen, und man kann dem Kaiser nicht vorwerfen, daß er seine Absicht verborgen hat. Als er seinen Bruder nach China sandte, sprach er so laut, daß man ihn in Peking verstand und erschreckt auffuhr; denn Pächter pflegen nach dem Vertragsabschluß nicht von der Möglichkeit zu reden, ihr Pflanzgebiet könne im Pachtgebiet blutigen Vorber ernten und zum Schlag mit gepanzerter Faust gezwungen sein. Nur in Deutschland verschloß sich dem Sinn dieser Sätze das Ohr, sträubt sich noch jetzt das nationale Empfinden gegen die vom französischen Konsul in Tientsin, vom Fürsten Uchtomski und vom Bischof Anzer vertretene Meinung, daß die chinesischen Wirren als Folgeerscheinung des Kiautschouhandels zu betrachten sind.

Wesentlich fürchtet, damals, vor Ujatenagora, Koma, Jich, gegen vorpreussischen Prinzen waffnen; ihn hätte die Ermordung des kaiserlichen Gefandten sicher nicht überrascht und er hätte den Beschwichtigern nicht geglaubt, die geschäftig erzählen, die Sache sei nicht so ernst gemeint. Worte, die der Deutsche Kaiser in die lauschende Welt hineinspricht, können nur ernst gemeint sein und müßten, wenn ihnen nicht die That folgte, ohne Echo künftig ins Leere verhallen. Noch einmal hat jetzt der Kaiser gesprochen, so deutlich und laut, daß nur der böse Wille ihn nicht verstehen kann, — und laut und deutlich muß ihm geantwortet werden. Nie ist bisher das Volk gefragt worden, ob es von der aus ruhmreicher Zeit überlieferten Politik scheiden und den steilen Pfad des Imperialismus beschreiten will. Zu solcher Frage ist nun die Stunde gekommen. Man löse, noch ehe über die Handelspolitik der Streit beginnt, den Reichstag auf und rufe die Wähler zur Entscheidung; dann muß es sich zeigen, ob die Mehrheit eine ins Weite schweifende Weltpolitik wünscht, zu deren dem Auge sichtbaren Zielen die Begründung einer deutsch-asiatischen Kolonialmacht gehört. Tsin-Schi-Hoang-Ti konnte vor zweitausend Jahren selbstherrlich mit der Stammesvergangenheit brechen. Ein Deutscher Kaiser wird sich nicht wundern, wenn das mündige Volk, das er vor dem Ausland vertritt, an der Gestaltung seines Schicksals mitzuwirken begehrt und wenn die daheim Gebliebenen anders denken als der in Rhakistoff gekleidete Mann, der dem Befehl zu folgen und in der engen, dunstigen Koje nicht zu fragen hat, warum sein Kriegsherr ihn übers Meer in die Ferne schickt.



## Shakespeare und der Krieg.

**I**n einer Gesellschaft von Poeten und von Friedensfreunden wurde jüngst, ausgehend von dem eben tobenden Krieg, über den Geist des heutigen England debattirt; und wie das Gespräch sich weitete, richtete man an mich zuerst scherzhaft, dann allen Ernstes die Frage, welches das Glaubensbekenntniß Shakespeares in der Frage des Krieges gewesen sei. Der Scherz war etwas bitterer Natur; er erinnerte an die unbeträchtliche Wirkung moralischer Wahrheiten auf Mitwelt und Nachwelt und in letzter Linie also an den geringen praktischen Werth solcher Fragen. Mich als Einen von der Junft aber mahnte er daran, daß die Shakespearekritik den Dichter noch immer sportmäßig nach neuen Notizen durchstöbert und in ihn dabei selten mehr als im Schwange befindliche Stimmungen und Fragen hineininterpretirt: Hegelianismus in einer Epoche des Hegelianismus, Weltschmerz in einer Epoche des Pessimismus, Freiheitjubiläum in einer Zeit, da die Freiheit im Mode war. Und so gleichen wir Alle dem Knaben, für den nur die Augenblickerscheinung gilt und der auf der Wiese nach den Blumen greift, die die Jahreszeit hervorbringt. Hätte sich das öffentliche Bewußtsein je ernstlich der Frage vom Krieg und von der Möglichkeit seiner Abschaffung zugewendet: sicherlich hätten wir auch in der Shakespeareliteratur Zeugnisse von der Beschäftigung mit dem schönen Traum. Allein die Frage ist jung, sie galt nicht als vorhanden; und an utopistische Visionen verschwendet sich die Kritik nicht gern. Das heißt: sie wußte wohl Berthe aus Shakespeare anzuführen, in denen der Krieg verdammt wird; aber indem sie Das that, lag ihr nicht die Hauptfrage selbst, sondern das Handwerkmäßige des Dichters am Herzen, die Schönheit, der pittoreske Ausdruck, das Pathos, die Bilderpracht. Und dann: was bewiesen die Citate für Shakespeares Gesinnung? Was für Worte sollte er seinen Menschen auf die Lippen legen, wenn in Rom der Bürgerkrieg ausbricht, wenn der Krieg zwischen den Häusern York und Lancaster England durchwüthet und Mordlust, Treulosigkeit, blutigste Knechtung durch seine Jahrhunderte ziehen? Wenn die Sehnsucht das Wort führt, daß dieser Dichter, den man den Weisesten aller Menschen nennt, auch in dieser Frage sich als den Weisesten erwiesen haben möchte, dann freilich werden wir Vieles in ihm finden, das unserem liebevollen Wunsch entspricht. Allein jedem die Kriegsfurie verfluchenden Wort antworten zehn andere, in denen die Muse des selben Dichters die Glorie des Krieges preist; und noch mehr: nicht nur die Sieger, die in sich den Antrieb dazu haben, sondern auch die Besiegten stimmen in den Chor ein. Denn vergessen wir nicht: ob auch die jeweilige



Jubel in entlegensten zeitlichen und räumlichen Fernen spielte, die Zeit, aus der Shakespeare sich seine Gestalten holte, war ja doch die eigene Zeit, wie er sie vorfand, als er in die Welt hinaustrat. Da sah er mit seinen eigenen Augen Coriolane, die empörerisch gegen die geschlagene Heimath zogen, und Modelle zu jenem unbeschreiblich glanzvollen, verwegenen und grundsatzlosen Parvenu, der, hochgekommen, die Länder gleich Juwelen verschenkte und in einer Nacht die ganze Herrlichkeit verspielte, um eine Kleopatra. Bloss ihre Namen waren Vergangenheit; die Charaktere und Lebensläufe aber, die Ueberzeugung, daß dem Starken Alles erlaubt und verziehen wird und daß die entrechteten Völker nur da sind, um den Schemel für den Siegreichen abzugeben: das Alles war in der shakespeareischen Zeit eben so geltender Artikel wie nur je in der Vergangenheit. Wie viele Doppelgänger hatte in ihr das mephistophelische Genie jenes Edmund aus der scheinbar nur in sagenhafter Vorzeit spielenden Lear-Tragoedie! Und auf den Thronen sah man Mörder, in denen der Erfolg, ganz wie in Macbeth, die Ueberzeugung wachgerufen hatte, daß die Fähigkeit, zu siegen, die Absolution für den Königsmord enthalte. Ja, die Verbrechen einer Zeit haben Beweiskraft und es geschieht nicht ohne Grund, daß es in den Gedichten der Shakespearezeit meist Schwertverbrechen gab. So wie man heute nach dem Golde jagt und die ungeheure Mehrzahl der Verirrungen auf dem Gebiet des Gelderwerbes stattfindet, so gab es damals Verbrechen mit dem Eisen in der Hand um den Besitz der Macht. Denn Macht: Das war die große und allgemeine Sehnsucht; vor ihr verstummte das Gesetz, unterwarf sich die Gesinnung, duckte sich lautlos das Volk, die Heerde, die man nahm und verschenkte, die man beraubte, gegen die man keine Verpflichtung hatte und der man das Mark aus den Gebeinen sog. Und die Kirche, die das Gotteswort in ihrer Hut hatte, schloß ihre Bündnisse ebenfalls nicht mit der Unschuld, dem Recht, der guten Absicht und den armen Phantasten, die ihren Nächsten wenigstens ein bergendes Jenseits erträumten, sondern mit den Inhabern des Eisens, mit der Macht. Und da also Shakespeare sie bei seinem Eintritt in die Welt allherrschend vorfand: wie konnte sich die junge Unerfahrenheit über ihre Berechtigung gleich den Kopf zerbrechen? O, wir dürfen überzeugt sein, er sang Gloria, wenn die Anderen Gloria sangen, und stand wohl mitjubelnd in den Straßen des grauen, finsternen London, wenn einer der Lieblinge seiner jungfräulichen Königin in silberner Rüstung zurückkam, voran auf Stangen blutige Köpfe aus einem Krieg, aus einer Rebellion. Freilich: das Spätere bürgt oft für das Frühere und so ist es wohl wahrscheinlich, daß eine Seele von so zarter Empfindlichkeit, ein Geist, der rascher als andere der Kontraste und der stumm in den Erscheinungen lauerten Tragik sich bewußt ward — es ist mehr als wahrscheinlich, sage ich, daß ihm mitten im Jubel oft plötzlich der Laut

der Freude auf den Lippen erstarb. Aber zu einer Folge führte es anfangs noch nicht. Denn wie sollte es dem Jüngling vor dreihundert Jahren in den Sinn kommen, daß die blutige Trauer, in der jeder Krieg endet, denn doch keine „gottgewollte“ Institution sei? Man nimmt so Etwas hin, wie wir die Lust hinnehmen, man nennt es ein unabwendbares Naturgesetz, gleich Krankheit und Tod. Und ist uns diese Erde nicht die beste aller Welten, trotz der Unvernunft, die sie durchpestet, trotz allem Elend, aller Wildheit und trotz Krankheit und Tod? Ja noch mehr! Nehmt die getöteten Franzosen her, die bei Azincourt fielen, den schwarzen Clifford, den Knabenmörder, der auf dem Schlachtfeld umkam, den Barwick, dessen Traum Königsgräfte waren und der dann elend in einer kleinen Schlacht fiel. Und weiter einen Antonius, der die Welt verspielte, einen Richard, den schließlich Träume und Gesichte ängstigten, einen Macbeth, der schauerlich säktert: „Aus! aus! aus!“ — nehmt sie Alle, denen das Schwert zum Verderben ward, so wie es in ihrer Hand zum Verderben Anderer geworden: selbst im Sturze noch vergoldet sie der mächtige Wuth, mit dem sie dem Tode trogen, wie mit einer hellen Aureole und macht zum tragischen Ereigniß, was sonst oft nur die Zertretung eines elenden Gewürmes ist. Und denkt, sie und die Jagos, die Neuchelmörder und Verleumder, und die Edmunde, die im Untergange noch ein letztes Wort grellen Hohnes fanden, würden wieder zum Leben erweckt und eine Gottheit richtete an sie die Worte: „Nichts bleibt Dir aus dem früheren Dasein als die Erinnerung an Dein schauerliches Ende, — und nun lebe wieder und triff eine Wahl!“ Sie würden insgesammt aufschreien, trotz allem Durchlebten: Die blutgebängte Welt ist des wahren Mannes Wohnstatt, es giebt keine andere Seligkeit, ich wähle weiter das Schwert.

Nun frage man sich einmal, worin eigentlich Das besteht, was man die Einsicht eines dichterischen Genius nennt. Heißt es, daß der Dichter von Anbeginn alle Weisheit Himmels wie der Erden hat? So leicht hat es uns die Natur, die nichts Fertiges, sondern nur Werdenbes und Reifendes kennt, nicht gemacht. Nichts Großes ist, alles Große wird; Niemand lernt, Niemand arbeitet mit so ungestümem Drange wie der Dichter; und als Shakespeare den nie vorher begangenen Welten entgegenging, boten sich ihm von dem ersterklimmenen kleinen Hügel nur engere Horizonte und andere Anlässe zu Klagen und Fragen dar. Woher kam es, daß der Knabe Goethe Stoffe nach kopfstodischem Muster versifizirte oder daß der Knabe Schiller von einem Stuhle herab Predigten hielt? Doch wozu die Fragen? Jugendllichkeit kann nicht führen und finden; immer ist es das Lied der Zeit, das sie mit ihrer ersten Leidenschaft nachsingt, und immer ist die erste Frage: Kann ich Das, was ein Anderer kann, und die erste freie That eine Messung, zu deren Vornahme man sich eben auf das Gebiet der Anderen, Aelteren begiebt.

Was Shakespeares Vorgänger zurückgelassen hatten, war eine Auslese des Schrecklichen aus aller Welt: blutig der Jude von Makka, blutig die gigantische Streitart, die sich Tamerlan nannte, von Blut und Thränen übergoßen Marlowes Eduard und jener erste Faust, von dem man noch nicht sah, was er in der Welt sollte, sondern nur das Eine, daß er schreckhaft und riesengroß war. Und so ging auch Shakespeare beim ersten Schritt dem Blutgeruch nach und schrieb den Titus Andronicus, durch Furchtbarkeit als Selbstzweck Alles überbietend, was vor ihm lag. Aber schon beim zweiten Schritt überkam ihn der tiefe und leidenschaftliche Drang, nicht nur es fürchtbarer zu machen als Andere, sondern der Zeit ihr Spiegelbild, ihre Schrecken und, was dagegen Noth that, vorzuhalten; und er begann seine Bücher vom Königthum. Denn woran hatte dieses England gelitten? Seine Könige und seine Rebellen waren sein Leid. Da war hundert Jahre vorher in Florenz ein dämonischer Genius entstanden, der den Schwertträgern zum Lehrer im Geschäfte des Eroberns und Unterdrückens ward; aber wie alle Systematiker hatte Machiavelli seine Lehre erst in ein System gebracht, als sie lange vorher schon bittere Wirklichkeit gewesen war; und mehr selbst als in Deutschland hatte in England die Rebellen- und Kronenkrankheit getobt. Nun, nach langer, langer Zeit, nach der blutigen Maria und dem heftigen, launenhaften und tyrannischen achten Heinrich, nach dem grauenhaften Richard und der Wölfin von Neapel, Margarethe, war endlich ein Augenblick der Ruhe gekommen; aber auch nur ein Augenblick. Denn wieder gab es Anschläge. Zu Gunsten einer gefangenen Königin wurde von der ungeheuren Mehrzahl der Welt Elisabeths Königsrecht angefochten, und auch als der Scharfrichter im rothen Gewande dort in Fotheringay sein Beil fallen ließ, verstummte der Kampf noch immer nicht, sondern die Legitimität rief noch lauter als früher, wer König sein sollte, im Gegensatz zum Volk, das mit seinem Herzen und seinem Kopfe dabei beharrte, zu fragen, wie ein König beschaffen sein soll. Und da wandte der Dichter den Blick in die Vergangenheit seines Landes zurück und begann die Folge seiner Königsdramen.

Man nennt sie Historien und betrachtet sie als minderwerthig; man vermisst in ihnen die Kunstvollendung und findet, daß sie zum größten Theil eine lose und willkürliche Aneinanderreihung mehr oder weniger wirkungsvoller Szenenbilder sind. Mag sein! Verderbet Euch also ja Eure Bühnen nicht durch die Aufführung solcher Unkunst. Aber ob von Euch zugelassen oder verworfen: in diesen Stücken ist der Ausdruck des lebendigen Schmerzes einer Zeit enthalten; und dafür war Eure wundersame Aesthetik blind. Der Politiker kämpft mit Armeen, der Dialektiker mit Schlüssen, der Philosoph mit Wahrheiten, der Dichter damit, daß er das Leben mit den sich daraus entwickelnden Nothwendigkeiten auf die Bühne stellt; und so sind auch die Königs-

dramen die dramatische Widerlegung des Machiavellismus, dessen verschiedenartige Träger hier erscheinen und nach Nothwendigkeit durch sich selbst zu Grunde gehen. Kennt Ihr den Inhalt des „Königs Johann“? Das ist der Mann, der einem sterbenden Bruder ein Testament und darin ein Königreich als Geschenk ablistet; Das ist der Mann, der die Jugend des rechtmäßigen Erben benützt, um ihn zu berauben; Das ist Einer, der einen Pakt mit Frankreich schließt, den beide Theile schleunigst verrathen, und der sich dann mit dem römischen Papst verbündet, mit dem selben Ergebnis. Seht dann, wie, bald entzweit, bald vereint, Thronräuber, legitimes Papstthum und legitimes Frankreich einander und die übrige Welt gleich einer Sippe von Roßtäuschern verhandeln. Und zum Schlusse Untergang des Schwächsten: die Untreue als politisches Prinzip rächt sich einmal doch. Hier ist Alles Machiavellismus und schleichende Rebellion, Rebellion gegenüber dem Recht, dem eigenen Blut, dem beschworenen Eide. Der Mann, der die Inkarnation der Geseßlichkeit sein soll, mordet das Recht, der Diener des Himmels verleugnet Treue und Glauben und sät Blut aus; der fürstliche Dube, der vom Heiligen Grabe kommt, verschachtet einen König, über den ihm keine Macht zukommt, an einen Totfeind; und der einzige Redliche in dieser vergifteten Welt, Faulconbridge, wird nach den Gesezen der so repräsentirten Kirche und des so repräsentirten Königthums Bastard genannt! . . . Dann ein zweites Bild, nach einer längeren Reihe von Königen wieder Machiavellismus und Rebellion: Richard der Zweite heißt das Stück, der eigentliche erste Theil von Heinrich dem Vierten ist es. Dort im ersten Werk ein nichtsnutziger König an der Macht; und Thron und Recht preisgegeben allen Schlichen und Dolchen der Ehrsucht; hier in Richard dem Zweiten andere Bedingungen des Unheils: der Jüngling auf dem Throne, der sein Recht unumschränkt glaubt, der von Schmeichlern Vergiftete, der Alles weiß und Alles kann und des faszinirenden Eindrucks seiner Persönlichkeit gewiß ist; der Uebermüthige, der noch dem sterbenden Vormund und Warner Johann von Gaunt Thränen erpreßt und nebst den anderen Schätzen schließlich auch noch das Herz seines Volkes verspielt und so dem schlauesten Machiavellisten der Zeit, dem nickenden, winkenden, demüthig grüßenden Bolingbroke, der nie Raub noch Unrecht begeht, sondern immer nur knieend und dankend empfängt, selbst die Wege zum Throne ebnet. Und nun Fluch der eigenen Politik! Mit dem Tode Richards hat Heinrich Bolingbrokes machiavellistische Methode ein Ende und er wird der gute und wohlmeinende König, der bestrebt ist, dem Lande Ordnung, dem Recht seine Geltung zurückzugeben, so daß jeder redliche Engländer aufstehen und sagen darf: Die That, die Du begingst, als Du einem Pflichtvergeßenen die Krone vom Haupte riffest, ist gesühnt, sie war gerecht und Du hast sie gleichsam in unser Aller Auftrag vollzogen. Und

doch: ein Unrecht ist geschehen! Mag der Prediger es hinwegzusingen versuchen und die Historie, der das Interesse des Volkes Zweck sein muß, es gnädig mildern: Zeit Deines Lebens ist doch die *ἀνάγκη*, diese strenge Richterin, da, die fortwährend auf die Geburt Deiner Größe hinweist. Denn die Zeit, die ein großes Abenteuer siegreich gesehen, gebiert auch kleine Abenteuerer, die gleich Owen Glendower ebenfalls von Aufschwung und Ergatterung träumen; und sie schafft die Gruppe der Helfer und Theilhaber an Deinem Werke, die nun ihren Lohn fordern. Und weigerst Du ihre Ansprüche, dann nennen sie ihr früheres Thun heute selbst Rebellion und verbinden sich, um es gut zu machen, mit Jedermann, um nun gegen Dich zu rebelliren! Und siehe, noch ist damit die wahre Tragik Deines Lebens nicht erfüllt. Diese kommt erst; denn hast Du den Verrath und die Treulosigkeit besiegt und ist endlich Ruhe ringsum, so bleibt Dir allein doch die Ruhe fern und die nagende Angst läßt Dich Treulosigkeit selbst von dem eigenen Sohn befürchten, gleich wie Du selbst, mit allem Anschein der Gerechtigkeit und demüthig in Wort und Geberde, Untreue begangen hast.

Also häusliche Intrigue und Verfidie, die alle Stalen der Treulosigkeit durchläuft; dann Thorheit, die sich für den Staat hält, und dann — selbst bei redlichem Willen — die Gewalt unreinen Ursprunges: Das sind die Krankheits-erregere; sie rufen und schaffen das Unheil und die Friedlosigkeit begleitet sie selbst im Erfolg. Wie wird es nun aber erst, wenn man in einer Epoche solcher Idiotie und Barbarei die Regierung einem Idioten wie Heinrich dem Sechsten überläßt! Sigt er als Kind auf dem Thron, dann giebt es Streit der Vormünder, Zerrüttung im Inneren und außen Verlust; wächst er heran, dann ist Weiber- und Günstlingswirthschaft die Folge, man betrügt den Puppenkönig bis in sein Ehebett hinein und des Gedankens an die Allgemeinheit ledig geht Jeder für seinen Theil auf Raub aus. Mehr als jedes andere Drama wird der dreitheilige Heinrich der Sechste von den Aesthetikern eine wirre und oft rohe Historie genannt; und es ist wahr, das Stück liegt in großen Theilen wie ein vom Meißel noch nicht berührter Thatfachenblock da. Aber dieser Block ist Granit und ist vom Dichter in der Hauptsache bereits deutlich gegliedert. Und verräth es nicht eine thörichte Enge der Betrachtung, wenn man um des Mangels der letzten Schönheitslinien willen ein wahres Schicksalsbuch verwirrt? Seht einen nicht vor Gericht zu stellenden Verrath: wahre Preisgebungen, damit eine Bettlerin Königin werde; und den Geliebten, dessen Haupt die Idee entsprang, macht sie dann aus Dankbarkeit zum mächtigsten Mann im Lande. Und dem Verbrechen, das zum Thron hinaufstrebt, folgt bald das Verbrechen, das vom Thron herabwirkt, der Anschlag gegen den redlichen Humphrey Gloster, den Einzigen, der dem neuen Regiment noch wehrt: man stellt seinem Weib eine Falle, läßt sie sich

entehren, und da er gebrochenen Herzens sich zurückzieht, geben ihm hochstehende Mörder den Tod. Also Hofintriguen, die zu blutigen Palastrevolutionen führen; schandvolle Rivalitäten selbst auf den Schlachtfeldern, wo Einer boshaft die Armee des Anderen zu Grunde gehen läßt, statt ihr Hilfe zu bringen; wohin man blickt, wilde Zerschmettertheit und Ziellosigkeit ohne Gleichen, — bis endlich Einer auftaucht, der ein Ziel hat: Richard, Herzog von York.

Aber wohlgemerkt: hier ist nicht von Richard dem Dritten die Rede, sondern von seinem Vater und großen Lehrmeister, dem an Kühnheit der Konzeptionen von Keinem übertroffenen und nur seinem Sohn Richard an Muth und Schwung nachstehenden großen Rebellen und Machiavellisten, der die wahre Hauptperson der Heinrich-Trilogie ist. Hätte Shakespeare nur diese eine Figur geschaffen, sein Charakter als politischer Dichter wäre unverkennbar; und doch — Denkmal des Geistes, mit dem bisher Shakespearekritik getrieben wurde! — konnte es geschehen, daß dieser York bisher so gut wie übersehen ward. Mit ihm beginnt der Dreisonnentag seines Hauses. Wie naiv ist Heinrich der Vierte mit seinen Schmeichlerkünsten gegenüber diesem aus dem Dunkel sich emporwühlenden Geiste, diesem Meister unglaublich langer und tückischer Vorbereitung, der an Reizen, Fallen, Mitteln und Listen reicher und erfinderischer als ein Borgia ist! Mit der Leidenschaft eines Dämons arbeitet er an dem Sturze der Lancasters; doch mit der Kälte eines Dämons auch verheimlicht er seine Ziele und ordnet Alles, was Gefühl heißt, seinem Kronentraum unter. Niemand versteht es gleich ihm, Situationen auf die Spitze zu treiben; bei unbedeutendem Anlaß gewinnt er für sich Männer von weit reichendem Einfluß, benützt Glosters Gunst und ist schon bereit, ihn zu verrathen, und verräth ihn auch später. Allein Das ist nur Partepolitik, gut für Schleppträger und für Portefeuillejäger; York ist von anderer Art: ihm geht es um ein Kommando. Und wißt Ihr nicht, was ein Armeekommando ist? Eine Schwimmblaste, die einen ehrgeizigen und opferwilligen Knecht mehr in der Schaar der Millionen emportreibt, ist es furchtbarer Flügel und Fittig für einen nach Herrschaft gierenden Geist. Im Besitz eines Kommandos kann man ehrenvoll und unauffällig alle Erfolge einheimfen, so daß Schuld und Mißerfolg den Todfeind Somerset trifft; an der Spitze eines Kommandos im Ausland kann man sich mit Ruhm bedecken, so daß man schließlich auch zur Niederwerfung innerer Unruhen allein berufen erscheint. Und ist man dann endlich der Prädestinierte und erhält den Ruf, o, dann gilt es nur eine geschickte Kombinirung des Angriffsspiels. York legt zwei Bündelschnüre, eine kürzere und einen längere; die kürzere heißt Hans Cade, auf der längeren, dem Casus Somerset, läuft dann der Funke bis zur eigentlichen Explosion. Also Hans Cade, — was ist's mit der Episode?

Sie wird von der Kritik als Meisterstück der Ausmalung eines Volksaufbruchs bewundert. Also wieder Ausmalung und immer nur Ausmalung; etwas Anderes sieht man in den Dingen nicht! Und doch schlingt hier York, unmittelbar bevor er nach Irland abmarschirt, eine der wundervollsten Maschen, die der Machiavellismus je geknüpft hat, indem er Hans Cade zur Anstiftung des Aufbruchs bestellt. Denn nun wird er kurz nach dem Abmarsch in England wieder nothwendig werden und wird als Friedensbringer wieder zurückkehren, im öffentlichen Interesse, nicht als Egoist. Aber freilich, an dieser Spekulation ist nichts so Besonderes. Das gehört zu den groben Hausmitteln perfider Künste; und richtig ist es auch nur die Außenseite des Planes. Denn nicht bloß die Eruhmöglichkeit der Zurückberufung Yorks soll Hans Cade herbeiführen, sondern selbst einen falschen Herzog von York mit Ansprüchen auf die Krone abgeben, — und damit ist, ohne daß Jemand dem echten York daran Schuld geben kann, das Thronrecht seines Hauses in Diskussion! Ja, darum geht es; und welcher Erfolg des unerhörten Experimentes, da nicht nur das Ohr des Volkes sich an die Frage gewöhnt, sondern Tausende und Tausende dem falschen York zulaufen, dem selben Mann, der ihnen von früh auf als Hans Cade bekannt war! Wie wirds also sein, wenn der echte, fürstliche York seinen Ruf erschallen läßt! . . . Und da er nun zurückkehrt und das Experiment über alle Massen geglückt findet, schickt er sich an, die lange geduldig zurückgehaltene Forderung auszusprechen, und es tritt die zweite Fäulnischnur in Aktion. Nämlich, als Herr der Situation hatte er vor Uebernahme des irischen Oberbefehls Bedingungen diktiert, die den Leuten am Hofe sicherlich ein überlegenes Wächeln entlockten; denn — wie wenig verstand er doch seinen Vortheil — nichts, als daß die Null Somersset gefangen gesetzt werde, verlangte er. Das ist so gar nichts, es ist so leicht erfüllbar; und dann, wie York den Rücken gekehrt, dreht man den Schlüssel wieder um und der Gefangene ist frei! So dachte man bei Hofe und handelte danach und ging damit wieder in eine Falle; denn eben Das hatte York beabsichtigt. Undankbar, treulos und wortbrüchig sollte der Hof erscheinen; immer muß man daran denken, daß der Gegner in den Schein des Unrechtes versetzt werde, und wer einen Anlaß zu Handeln offen haben will, Der streue nur ja unter die Bedingungen eine, die der Andere vorausichtlich brechen wird, die aber leicht zu erfüllen ist. Und so steht denn York plötzlich, der Einzige, der in England eine Armee hat, inmitten eines für seine Sache wohl vorbereiteten Volkes, als unschuldig Bekränkter und Beleidigter mit dem Schwert in der Hand vor dem Throne. . . Ja, das Alles steht in Heinrich dem Sechsten. Was wissen aber die Leute in unseren ästhetischen Kinderstuben von den ungeheuren Dingen, die bei Shakespeare vorgehen, der, die Zeiten durchwandernd, die fortschreitende Einbürgerung der machiavellistischen Methodik, ihrer Verfeinerung und Ausbildung

zu nie geahnter Höhe verfolgt! Er schreitet vorwärts von furchtbarer zu furchtbarer Erscheinung, von Generation zu Generation, von Vater zu Sohn, bis zu dem dritten gekrönten York, Richard dem Dritten, bei dem das bemäntelnde Wort „Politik“ nicht mehr ausreicht und der, Rebell gegen das eigene Fleisch und Blut, nur noch mit Mord operirt. Aber unterschätzt ihn darum nicht; auch der Mord hat sein Genie und seine Künste; und namentlich, wie er, selbst unsichtbar, dem todkranken Eduard die Furcht vor Clarence einflößt; wie er ihm den Haftbefehl und das Todesurtheil gegen den eigenen Bruder ablistet; wie es also ein vom König selbst unterschriebenes Urtheil ist, das man im Tower an Clarence vollstreckt, und wie der furchtbare Mörder dann selbst unter Thränen gegen Eduard Anklage wegen Brudermordes erhebt: Das ist ein das Genie eines Borgia überflügelndes Raffinement, sublimste Verfeinerung des Handwerks, und eben so, was darauf folgt, nämlich die Beschleunigung des Todes Eduards. Ja, denn auch Das gehört zu Richards „tiefen Plänen“; denn nicht nach dem Gange der Natur stirbt ja Eduard, sondern in Folge der von Richard ihm ins Angesicht geschleuderten Anklage, also durch das aus den „Räubern“ bekannte und nicht vor Gericht zu stellende Mittel: Erweckung wildester Reue und Verzweiflung in der Seele des Kranken. . . Und zum Schluß aller der Gewalt und des Raffinements bricht dann doch die Gerechtigkeit herein und York stirbt einen schauderhaften Tod, gepöhlte und unmenschlich gemartete, und Richard stirbt auf dem Schlachtfelde, durch Richmonds Schwert von den Verfolgungen entfessendvoller Träume und Gesichte befreit. Denn wisse, Mörder: mögest Du Deine Unthaten noch so fein begehen, endlich kommt doch der Augenblick, da die Schleier fallen und die Welt Dein Mörderangesicht gewahr wird, und von da an zehrt es an Deiner Größe wie Gift. Denn nun mußt Du Hastings, Rivers, Buckingham hinrichten lassen, ohne sagen zu können, Du seiest daran unschuldig, und nun müssen Anna und die beiden Kinder durch Dich sterben, ohne daß noch Jemand im Zweifel sein kann über den Urheber ihres Todes. Rein, Dir hilft nichts mehr, vorbei ist's mit Deinen Methoden und Ränken, Du selbst mußt nun für Deine Handlungen einstehen. Und was, Diplomat und Mörder, was hast Du nun von Deinem Königthum?

Das also waren die Erscheinungen, die der Dichter auf der Pilgerschaft durch die Geschichte seines Landes gewahrte; und wie viel Tand und Flitter war in diesem Königthum! Immer das Ich, niemals das Du; und Einsicht, Würde, Pflichtgefühl und Sorge um das Allgemeine eine Seltenheit, wie aus einer Märchenwelt. Da erscheint plötzlich mitten in so langer, banger Zeit eine Lichtgestalt, an die sich der Dichter mit heißer Liebe anklammert, Einer, der die Sehnsucht der treuen Royalisten befriedigt, ein heiterer und zugleich gedankenvoller Geist, schlüch, uneigennützig und weise,



demüthig gegenüber dem Rechte, bezaubernd durch sein Lachen, seine Logik, seine Verebfamkeit, seinen Heldennuth, seinen wahren Herrscherwerth. Und so folgt ihm der Dichter von den übermüthigen Spielen der Jugend, die er in Falstaffs Gesellschaft treibt, zum Throne hinauf und über das Meer nach Azincourt und sieht ihn dort Siege ersechten, nicht nur über die Feinde, sondern auch über die Herzen der Eigenen. Wie ein zartes Frühlingslied muthet dieses Gedicht von Heinrich dem Fünften an; es ist wie die Erfüllung eines heißen Traumes. Wonach sehnte sich die Zeit? Nach Macht; und siehe: hier ist Macht. Und welches war ihr zweites Verlangen? Ruhm und Ehre; und siehe: hier ist Ehr' und Ruhm. Und das Dritte, wonach der Engländer so lange schmachtete, daß endlich von Blute verschont werde sein durch so viele Generationen mit Blut gedüngter Boden: auch Das ist erfüllt, denn kein Fleckchen englischen Bodens feuzt mehr unter den Tritten feindlicher Parteien. Man denke, welches Glück! Kein Bürgerkrieg, kein innerer Krieg, kein Krieg mehr zwischen Brüdern, Gatten, Eltern und Kindern, sondern ein ruhmvoller auswärtiger Krieg, eine Glorie webend um den jungen Helden auf dem Thron: darf man sich da über den sonnigen Jubel wundern, der dieses Gedicht erfüllt?

\* \* \*

Alein wobei ertappen wir uns? Wir sind ausgezogen, einen Dichter zu suchen, der über die Gräucl des Krieges wehklagt, und haben einen gefunden, der als Juwelschliesse in der Kette der Königsdramen die großartigste Verherrlichung des Krieges schafft. Ja, es ist so; aber man weiß, daß Shakespeare bei Schaffung dieser Dramen nicht in chronologischer Folge die Reihe der Könige abließ, sondern sie entstanden bunt durch einander und es war Shakespeares glücklichste Zeit, aus der sein fünfter Heinrich stammt. König Johann, Richard der Dritte und Richard der Zweite waren vorausgegangen; dem Dichter war nun zu Muth wie nach der Entdeckung eines Lichtstreifens zwischen dichten Nebeln; und befreit und erquickt schritt er wieder hinaus in die Welt. Nein, keinen Blick mehr rückwärts, wo von den Blackfeldern der Politik schauriger Leichenduft aufsteigt; hinab von den Kronenträgern ins Thal, zu den einfacheren Menschen, — und zu beiden Seiten des Weges blühen dem Wanderer die süßesten Gedächte auf. Ja, seine köstlichsten und graziosesten Lustspiele stammen aus dieser Zeit. Aber jählings ändert sich der Ton; es ist, als sähe der Blick von der zart und kühn geschwungenen Lustspielbrücke wieder hinab in schaurige Tiefen, auf deren Grunde die selbe Angst und Noth und der selbe Mißgestank wie vorher. Weltelend und Weltkrankheit haben, Weltelend und Weltkrankheit dräben, Gift in dem politischen, Gift in dem Einzel- und Familienleben, in dem der Dichter, dieser

ewige Pilger, der nach dem verlorenen Paradiese sucht, ausruhen gewollt. Denn Das ist seine unermessliche Wahrheitssehnsucht und seine nie zu täuschende Seherkraft, daß ihm keine Blume die Schlange verdeckt. Was für Stoffe in diesen Lustspielen! Vorbei der kurze Sonnenblick, wo die reizende Viola in Männerkleidern unerkannt ihrem geliebten Herzog dient, vorbei der Elfenpaul, das Lachen von Windsor, das Capriccio der vier liebenswürdigen Narren, denen durch die vier liebenswürdigen Närrinnen der Bruch eines drolligen Eides abgelistet wird. Nein, nun giebt es Anderes. „Was Ihr wollt“, „Wie es Euch gefällt“, „Verlorene Liebesmüh“ und Anderes. Welche Stoffe! Ein Bruder, der verrätherisch den anderen vom Throne stößt, ein Bruder, der den anderen verrätherisch um das Erbe betrügt; sie kommen im Walde zusammen, fern vom trugvollen Glockengeläute und der blutbefleckten Kultur. Oder ein Bruder auf Mord sinnend, der andere Bruder als Richter; oder auf dem Schiffe, das an Prosperos Zauberinsel scheitert, zwei Menschen, deren Jeder auf seinen Bruder einen Anschlag gemacht hat. Und dann andere Bilder: eine entartete Tochter auf der Seite der Todfeinde ihres Vaters, der seinen Quälern das Messer im Leibe umbrehen will, weil sie ihn bis zum Wahnsinn verfolgt haben, und in „Maß für Maß“ ein Richter über Tugend und Treue, der das schauderhafteste Verbrechen an Tugend und Treue verübt. Und wohin ist also der Scherz und die Harmlosigkeit entflohen! Der Dichter hat sie in der Kinderstube seines Menschheitsglaubens zurückgelassen und seine Lustspielblumen wachsen jetzt auf blutigrothem Gestein. Und es ist nur noch eine Weltanschauung: bald stehen die Blumen im Vordergrunde und die unerbittliche Erde, aus der wir Thierheit saugen, ist die Folie und dann schreibt der Dichter seine Komödien; oder der alte Stoff, aus dem wir bestehen, steht im Vordergrunde und wir sehen alle Blumen auf ihm welken und dann entsteht das shakespeareische Trauerspiel: Romeo und Julia, gestorben in Folge des Schwertkampfes zweier Geschlechter; König Duncan und König Hamlet, ermordet durch den Ehrgeiz ihrer Diener; Othello, der große Heimathlose, verrathen in dem Augenblick, da er sich endlich eine Heimath errichtet zu haben glaubt; und Krieg, ewiger Krieg, das Eisen, das furchtbare Eisen auch hier: der Gatte gegen die Gattin, der Bruder gegen den Bruder, Herren gegen Diener, Diener gegen Herren, eine blutige, blutige Welt; und als die Summe ihrer Tragik das ungeheure Leargedicht, wo Töchter und Söhne zu Harpyen werden; und als Summe aller Forderungen an die Menschen im Hamlet der Aufschrei: Erbarmen, Himmel, und wirke ein Wunder, nimm, der Du Geister herabsendest, dieser irrgeliteten Thierheit, die sich immer nur zerfleischt, die allgegenwärtige Leidenschaft des Ich und gib ihr endlich Vernunft!

Ich kann nicht alle die unzähligen Krankheiten nennen, die Shakespeare

auf seiner Wanderung durchs Leben erkannt und beschrieben hat. Er sah das Unrecht der Könige und forderte gute Herrscher; er sah die Wildheit der Menschen in allen ihren Auswüchsen, als Parteilucht, Undankbarkeit, Untreue, Unväterlichkeit, Kinder ohne Kindesliebe, grimmigen Ehrgeiz, Anekthesinn, mörderische Lust, und forderte mit als eine der Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt innere Befreiung von Leidenschaften, menschlichen Sinn, Vernunft. Aber er hoffte und forderte vergebens, und als er zu den Römern floh, die einst die Freiesten der Freien gewesen, da sah er mit seinem die Generationen umfassenden Auge die Stufen, die der römische Charakter abwärts gegangen, vom Volke Coriolans bis zu dem schwankenden Pöbel Caesars, und von da zu der stumpfsinnigen Masse, die im Antonius überhaupt nicht mehr mitspielt, weil das mächtig niederwerfende, immer wache, nicht einzuschläfernde und geschürfte Freiheitsgefühl erstickt und erloschen ist und unter der Asche auch der schwächste Funke nicht mehr glimmt. Und wie weit hat er sich nun von jenen goldenen Heirichtagen entfernt! Gab es keine Glorie, keine Siege mehr zu feiern? War keine Sage vom König Artus mehr vorhanden, die man besingen konnte, und Lancelot vom See, Garwein mit der gespaltenen Lippe, Amadis von Gallien und der stolze Belleramont oder Richard Löwenherz, Eduard, der stürmische Schwarze Prinz, und der ganze Reichthum der Kreuzzüge, boten sie denn gar keinen Stoff für einen Dichter? Nein, für den Dichter Shakespeare nicht, denn ihn ekelte vor diesen schönen ritterlichen Gestalten mit ihrem Nur-Heldenthum, ganz wie sich zu der selben Zeit der Schöpfer des Don Quixote von ihnen angeekelt fühlte; ihn dürstete nach einer anderen Welt, nach anderen Menschen; und wenige Jahre, bevor er seine Feder für immer hinlegte, schrieb er den ganzen Jammer noch einmal in einem mächtigen Gedichte aus. Dieses Gedicht ist „Troilus und Cressida.“ Man nennt es wunderlich, beleidigend, Hohn auf Alles, was uns theuer ist. Also selbst wir heute sind noch in wahrer Kultur und im Gewissen so weit zurück, daß wir den furchtbaren Sinn dieses flammenden Wertes nicht begreifen, und man wundert sich, daß das England vor dreihundert Jahren es nicht verstand? Es war ja ein schreiender Protest gegen den ewigen Krieg, darum ward es von der wilden und kriegerischen Zeit nicht verstanden; es gefiel nicht, wurde nicht oft aufgeführt. Und am Abend seines Schaffens, wo die Sonne seines Genius am Mildesten und Zärtlichsten auf die unglückliche Erde herablenktete, erging es darum dem Dichter, wie es der Sonne immer ergeht: Die auf der Erde waren im Dunkel und klagten ihn deshalb natürlich der Flucht seines Geistes an.

Wien.

Adolf Selber.



## Münchener Kunstausstellungen.

**M**it dem Rücken gegen den Zuschauer, aber das Gesicht in halbem Profil, wandert ein junges Mädchen in das Bild hinein. Sie hat ein weiches Gesicht mit dem zarten und pflaumigen Teint der frischen und unberührten Jugend und hält in der schwarzbehandschuhten Hand ein Büchlein. Sie trägt einen blumigen Rock und darüber einen blumigen Kragen; und von der holländischen Haube fällt ein feiner, durchsichtiger blauer Spitzenschleier herunter über Nacken und Rücken. Auf dem gelben Weg, wo sie schreitet, und auf den grünen Wiesenmatten links und rechts spielen Sonnenschein und Schatten; und Beide sind mit den ersten gefallenem braunen und gelben Blättern des Herbstes überfät. Tiefer im Hintergrund führt eine Brücke mit hölzernem Geländer über einen Bach; die Weiden und Erlen fangen auch schon an, sich zu verfärben, und leuchten gelb und roth in der Sonne; zwischen ihnen liegt ein Haus mit rothem Ziegeldach; und am Horizont, gegen den Himmel, steht eine Mühle. Es ist schon Nachsommer, aber noch nicht Herbst; die Sonne brennt nicht mehr, aber ihr Licht ist noch nicht blaß geworden; die Stille naht schon in der Natur, aber sie ist noch nicht stumm und starr und tot, sondern wie eine helle, leichte Ruhe. Das Bild ist ein vollendetes Poem, in den hellsten und leichtesten Farben hingemalt; die Stimmung, die es in Einem erweckt, wird zu einem Traumbild, in einem leichten, kühlen, ruhigen Schlaf an einem Herbstmorgen empfangen, während der Thaubust durch das offene Fenster strömt und der Sonnenschein auf die Diele hereinfällt (George Hitchcock: „Beim Besperläuten“; Sezeßion).

Der Spätherbst ist da; es ist schon November. Der Abend fällt; der Himmel wird immer heller, die Erde dunkler. Der Wald steht beinahe kahl; die Blätter sind gefallen und bedecken den Boden wie eine einzige dunkelbraune Masse, die bald faulen und unter Schnee begraben sein wird. Alles leer, erlöschet, ausgestorben; es geht wie ein Todesschauer durch die Natur und es ist Etwas wie der brechende Glanz in einem Auge; nur die dunkle Erde; und die gewaltigen, geraden, schwarzen Baumstämme gegen den weißen, hellen Abendhimmel; und ein einsames Menschenpaar, auf dem Waldwege wandernd. Er ist eben stehen geblieben und die Frau hat den Kopf zurückgelehnt und blickt hinauf; und die Helle des nächtigen Novemberhimmels fällt auf das Gesicht, das auch weiß leuchtet mitten im Walddunkel (Auguste Bréal: „Novemberabend“; Sezeßion).

Eine Frauenstudie; ein Frauengebicht. Sie ist nicht mehr ganz jung, aber voll Grazie und Reiz; es ist eine Grazie, die kein junges Mädchen hat, ein Reiz, wo Seele und Sinnlichkeit Eins sind. Zwei blass, graue Augen

in einem weichen, schmalen, blassen Gesicht; lange, schmale, weiße Hände mit langen, schmalen, weißen Fingern; die eine Hand hängt etwas schlaff und lose herunter und die ganze Haltung des weichen Körpers verräth eine gewisse stille und müde Trägheit. Und wie diese Haltung, so ist auch der Ausdruck ihres Gesichts und der etwas verschleierte Blick ihrer Augen. Sie ist gemalt in dunkler Tracht gegen einen grauen Hintergrund. Die Farben schmiegen sich dicht an das Wesen dieser Frau, ganz wie es der Sprachklang und der Rhythmus eines Gedichtes oder einer Novelle über sie thun würde: erlesene Einfachheit, das Allerleiseste, ein Ton, der nicht viel steigt und nicht viel sinkt. Das Bild bleibt Einem in der Erinnerung wie ein einsamer, lang ausgezogener Ton, der nicht abbricht, aber langsam verhallt, von dem man nicht weiß, wann er zu klingen aufgehört hat, und den man lange vibriren hört, nachdem er weit in der Ferne gestorben ist, leise und spröde und etwas verschleiert, wie der Blick aus den blassen, grauen Augen (Adolf Heller: „Bildniß“; Glaspalast).

Ein Dienstmädchen, ein ganz junges Ding, das noch halb Kind ist. Das Bild ist durch und durch in blassen, matten Farbentönen gehalten, — die Gestalt, der Hintergrund. Das Mädchen steht da in voller Figur und hält mit beiden Händen eine Zeitung aufgeschlagen, in die sie herunter schaut. Sie ist in Arbeitstracht: schmutzbraunem Rock, schmutzgrauem Leibchen; um die Schultern und über die Brust quergelegt ein sauberes weißes Fichu, das die obere Partie der Brust und den Hals frei läßt. Die mageren Formen dieser Partie, wo die Knochenbildung sich zeichnet unter der blassen, zarten Haut, die ernsthafte Miene des wie mit einer bleichen, zarten Unschuld überhauchten Gesichts, das von der Stirn nach oben gekämmte, matt aschblonde Haar, das, von einer blassen Sonne beleuchtet, wie eine lichte Nebelwolke um den Kopf steht, — Alles zusammen ist ein Poem der weißen Rosenknospe, ein delikates, besetztes Gedicht über jenes empfindliche Alter eines Mädchens, wo es nicht mehr ganz Kind und noch nicht ganz Weib ist und wo es in körperlicher Unentwickeltheit und seelischer Unerketheit nicht mehr ganz schläft und zugleich noch nicht ganz wach ist, sondern in einem leichten, blasiggedanten Morgenschlaf kühl und still träumt, im Augenblick vor dem Erwachen (Anna Hillermann: „Lesendes Mädchen“; Glaspalast).

Junges Mädchen, auf einem Stuhl sitzend, in einer kleinen, nackten Stube, gegen den Hintergrund einer grauen Wand mit Holzpaneeleirung und mit einer Art großem Wappen in der einen Ecke. Sie trägt eine rothe Taille und einen rothen Rock, schwarze Schürze und weiße Unterärmel, einen weißen Schal über der rothen Taille und eine weiße, weite Mollhaube auf dem Kopf. Dieses junge Mädchenkind mit der unnachahmlichen Haltung des selbstsicheren Wohlbehagens und einem Ausdruck in dem großgeschnittenen, hübschen, gesunden Gesicht, der nur der Stolz der Geradheit ist, nennt der

Maler eine „Amsterdamer Waise“. Das Bild — ein Meisterstück der einfachen, soliden und stilvollen Kunst Hollands — strömt nicht nur den süßen, kühlen Duft der Tulpe der Heimat Erde aus; in den Gesichtszügen und in der Körperhaltung dieses armseligen jungen Mädchens liegt ein gutes Stück von jenem Gesamttemperament eines ganzen Volkes, das holländische Geschichtschuf (Nicolaas van der Waag: „Amsterdamer Waise“; Glaspalast).

\* \* \*

Die besten Stunden, die man in einer Kunstausstellung wie im Leben — von dem sie ja nur ein Abbild darstellt — verbringt, sind die, in denen man auf ein Stück Poesie oder ein Stück Menschenindividualität stößt, das man in sich aufnehmen kann. Man geht in eine Kunstausstellung hinein, um zu genießen. Und genießen heißt doch nur: intensiver leben; und Jeder genießt in seiner besonderen Weise, seiner Veranlagung und seinem Temperament nach. Bei dem Einen werden die individuellen Lebensfunktionen durch die Farben und Formen an und für sich in erhöhte Thätigkeit gesetzt; der Zweite bringt hinter sie vor und tiefer hinein, um das Wesen unserer Zeit und die eigenthümliche Art der zeitgenössischen Menschheit entdecken und formulieren zu können. Aber Beide, der Sensualist sowohl wie der Zeitpsychologe, verfolgen den selben Zweck; sie wollen genießen, sich leben fühlen, Dem, was in ihnen das persönliche Leben ist, Nahrung verschaffen. Man kann die Erinnerung, die Vorspiegelung zukünftiger Geschehnisse genießen; man kann das Licht und das Dunkel, die Freude und den Schmerz genießen; das Wesen des Vorganges bleibt dabei jedoch immer das selbe. Deshalb sieht man auch, daß der Geist der Unduldsamkeit sich nie nur gegen eine bestimmte Form des Genießens, sondern in naturbedingter Weise immer gegen das Wesen des Genusses in dem erwähnten weiteren und tieferen Sinn des Wortes und des Begriffes wendet. Das Sichentsalten und Sichbethätigen ist ihm gleich verhaft und gleich verdächtig, ob es sich auf dem Gebiet der sinnlichen oder dem der intellektuellen Fähigkeiten zeigt. Es ist nicht viel mehr Sinn darin, von einer „moralischen Strenge“ zu reden, als wenn man von einer „intellektuellen Strenge“ reden wollte; es sind die selben Efelsohren, die hervorgucken. Der Maler braucht die Farben, um malen zu können; der Dichter braucht die Stoffe, um dichten zu können; sie müssen dem Leben und den Menschen Etwas abfordern, um schaffen zu können; sie müssen selbst genossen haben, in Freude und in Schmerz, ehe sie durch ihre Werke ihre Mitmenschen dieses Genusses theilhaftig machen können; sie nehmen ja nur, um geben, um den Genuß vermitteln zu können. Es herrscht auch auf dem rein künstlerischen Gebiet ein inniger Zusammenhang und eine tiefe Solidarität zwischen den Menschen, zwischen Produzenten und Konsumenten, zwischen Gebenden und Nehmenden.

Unsere Zeit hat ja bekanntlich das Materielle viel zu viel überschätzt. Eine solche Ueberschätzung führt sehr leicht zu einer anderen Ueberschätzung, die wie ihr Gegensatz aussieht und doch nichts Anderes ist als sie selbst wieder. Die Genussucht — im vulgären, geläufigen Sinne, als Geldgier, als rein fleischliches Schwelgen u. s. w. — entspringt einer Ueberschätzung der Materie; aber auch die Entsagung entspringt einer Ueberschätzung der Materie; ihr wird in beiden Fällen zu viel Werth, zu große Bedeutung zugestimmt. Die Kiste und die Schweinerei liegen einander nur allzu nah und decken sich sogar zuweilen; dieses Phänomen ist nun einmal in der unvollkommenen menschlichen Natur tief begründet. Der „aristokratische Individualist“, der nicht selbst ein Paket auf der Straße tragen kann und dessen Menschenrecht von Regenschirm-Haben oder nicht-Haben abhängt, ist gewiß ein lächerliches Thier; aber wenn die „christliche Demokratie“ aus allen Fenstern guckt, um zu kontroliren, ob man vielleicht eine Droschke nimmt, statt zu Fuß zu gehen, so ist Das nicht viel besser. Die Vereinfachung der Lebensformen bedeutet gern zugleich eine Verarmung des Lebens; das Ausschalten der Nuancen ist oft eins mit einer lächerlichen Debe; ein „schwarzes Haar auf einem weißen Kopfsiffen“ als Endinhalt des Liebesträumens eines jeden Mannes aufzustellen, ist doch ein Wischen zu dyspeptische Reaction gegen einen Jacobson.

\* \* \*

Ich habe die leitenden Herren der „Exzeffion“, so wie sie sich in ihren eigenen Werken bethätigen, nie recht verstehen können. Ihre künstlerischen Absichten blieben mir unklar; was wollten sie geben? Wie waren Habermanns wiehernde Damen, die in unerschütterlicher Monotonie und ohne jede individuelle Veränderung von Jahr zu Jahr in den Sälen der Ausstellung wiederkehrten, aufzufassen? Als das Schönheitideal des Künstlers? Oder als ein Beitrag zur Phhstognomie unserer Zeit? Das Eine erschien eben so wenig wahrscheinlich wie das Andere. Die Linie als Schönheitsform hat in der Portraitkunst ihre Berechtigung; die Linie als psychologisches Charakteristikum, als synthetische Ausdrucksform hat ihre Berechtigung; aber was hat die Linie der leeren Grimasse, die Linie der ausdruckslosen Verrenkung da zu thun? Und Studts Frauen, die jedes neue Jahr alle gleich dekorativ und parzenhaft aussehen? Und Sambergers Männer, die immer verwilderter in den Haaren und den Gesichtszügen dastehen und in irgend eine müße Welt hinausstarren, obgleich die Modelle, wenn man zufällig eins von ihnen kennen lernt, wie sehr gewöhnliche und nüchterne Bürger ohne jeden satanischen Anstrich aussehen? Uebe, der einmal in längst vergangenen Jahren Bilder von einem Stimmungwerth schuf, der viel schwerer wog und viel tiefer wirkte als der „religiose“ Geist in seinen späteren „christlichen“ Gemälden, der sich allmählich ganz verflüchtete, bis er nur noch aus den Titeln herauszulesen war, hat

diesmal selbst diese pietistisirende Maske ein Bißchen aufgedeckt. Er hat eine „Ruhepause im Atelier“ ausgestellt, wo die christlichen Modelle aus allen Altern und Geschlechtern sich wieder menschlich und natürlich geberden dürfen. Die Maria mit dem Kinde auf dem Arm scheint mit einem gewissen Interesse ihr eigenes Bild zu betrachten, — mit welchem Resultat, darüber wird vielleicht Uhdcs spätere Kunst Auskunft geben.

Es giebt sonst eine ganze Reihe ausgezeichnete Portraits in der kleinen Ausstellung der „Sezession“. Da ist ein Kniestück „Angelina“ von Olga von Boznanska, ein junges Weib mit den typischen Rassezügen der Kelten. Nach der Tracht zu urtheilen, gehört sie wahrscheinlich irgend einem religiösen Frauenorden an. Die etwas gedrückte Haltung, die nicht nur von einem ermüdeten Körper, sondern vielleicht noch mehr von einer ermüdeten Seele spricht; der Ausdruck des trotz der Jugend früh abgemagerten Gesichts mit den eingefallenen Wangen und den rothen Flecken über den Wadenknochen und dem wunderbarlich zusammengekniffenen Zug um den Mund; der Blick der blaugrauen Augen schließlich, stehend und wie nichtsehend zugleich, forschend und doch abwesend, stierend, aber mehr nach innen, — Alles giebt ein vortreffliches Charakterbild eines in streng bigotten Vorstellungen befangenen jungen Weibes mit ausgeprägtem Hang zum Fanatismus. Eine verwandte Erscheinung, aber dabei zugleich von ganz anderem Temperament, ist die „Alte Bretonin“ von Victor Scharf. Sie steht in einer kleinen Stube; hinter ihr an der Wand der Sekreuzigte, vor ihr auf dem Tisch das aufgeschlagene Gebetbuch. Sie ist auch eine Bigotte von der strengsten Sorte, aber sie ist es offen und geradeaus, nicht versteckt nach innen wühlend. Sie hat gewiß auch ihren Fanatismus; aber er schlägt bei ihr nach außen, bohrt nicht nach innen, ist explosiver, aber ungefährlicher für sie selbst wie für Andere.

George Henry aus Glasgow hat ein niedliches und amuses Mädchenportrait, „Der graue Hut“. Das Bild wird mit Zug so genannt; denn der graue Hut ist die Hauptsache, nicht gerade für uns Beschauer, für den Maler eigentlich auch nicht, aber wohl für das junge Ding selbst, das sich diesen schönen Hut hat kaufen können. Das sagt uns eben das kleine Kunstwerk; das Nüchternspiel ist vorzüglich getroffen. Man sieht es der etwas hochnäsigen Niene der jungen Person an, daß sie sehr gut weiß, wie gut der neue Hut ihr steht; sie fühlt sich.

Unter den plastischen Arbeiten in der „Sezession“ giebt es eine sehr lebendige Portraitbüste eines jungen Mädchens von Adolf Hildebrand. Sie sitzt mit dem Kopf gegen ihre eine Hand gestützt und blickt vor sich nieder mit einem von dem Künstler bis in die Nuance treffend wiedergegebenen Gesichtsausdruck von nachdenklicher Unschuldigkeit und Mädchenvernünftigkeit.

Die Landschaftskunst nimmt den größeren Platz ein. Es giebt eine



ganze Gruppe von Malern, die nach der Malmethode der altdeutschen Landschaftskunst, wie sie in unserer Zeit Thoma, Haider und Andere wieder angewandt haben, in ihren Bildern vorgehen. Sie malen — dem Charakter der binnländischen Natur gemäß — schwer, massiv; die Zeichnung ist bis ins Kleinste sorgfältig ausgeführt, die verschiedenen Pläne des Gemäldes sind deutlich und scharf von einander geschieden. Eine andere Gruppe von Malern schließt sich den ausländischen Meistern aus den Seeländern an; die Zeichnung tritt in den Hintergrund und wischt sich aus unter den abgetönten, in einander überfließenden Farben. Sie entnehmen der Meeresnatur ihren zarten Farbenschwermelz und wollen die harte, kompakte Binnenlandschaft mit Mitteln wiedergeben, die nicht ihr selbst entstammen. Im einen wie im anderen Falle wird der Weg der persönlichen, unmittelbaren Kunst leicht verloren und man gleitet in die Manier oder das Schema hinein. Dann schmeckt das Ganze nach Nachahmung; der Duft, den jede Landschaft hat, ob schön oder häßlich, ob reich oder arm, strömt nicht mehr aus den Bildern aus. Der Titel im Katalog — „Thauwetter“, „Abendruhe“, „Herbst“, „Feierabend“, „Rein laut“ u. s. w. — erweckt in uns Vorstellungen, Empfindungen, Erinnerungen, Gefühle, die im Bilde selbst nicht vorhanden sind. In Karl Haider's „Abendlandschaft mit heimkehrendem Ritter“ ist freilich die ganze Stimmung des Abends, voll, schwer und ruhig.

Und wie kann nicht das einfachste, nackte Bild, wenn es nur echt ist, den vollsten und tiefsten Gefühlswert unter seiner äußerlichen Armuth verbergen und den entsprechenden Gefühlswert in uns auslösen! In der „Szzeffion“ hängt ein Gemälde von van Damme-Sylva, das „Sandiger Weg“ heißt. Es enthält auch äußerlich nicht viel mehr als Das, was der Titel angiebt, einen sandigen Weg über einen Sandhügel, mit einigen Bäumen und einem Gespann, glaube ich. Aber man wittert hinter dem Bilde Etwas, das man nicht sieht; man riecht es, man fühlt es; die Luft, der Himmel, die Beleuchtung, der Sand, die Bäume sagen uns, daß das Meer nah ist, sich gleich hinter diesem sandigen Hügel ausdehnt, wie, wenn man nach langer Abwesenheit mit dem eilenden Eisenbahnzug, von Süden kommend, sich dem Meere nähert, man es in seiner Seele und mit allen Sinnen lange ahnt und fühlt, ehe man es mit seinen körperlichen Augen sieht. Wie wenig Aufwand von Mitteln ist nöthig, um jenes Vibiren in uns hervorzurufen, in dem der Genuß zu einem süßen Schmerz wird und das die Wirkung jedes echten Stückes poetischer Schöpfung in Worten, Tönen oder Farben ist! Ein rother Schein, der durch die Fenster eines Dampfers in die blaue Morgendämmerung hinausfällt, genügt, um eine ganze Fülle von sinnlichen und seelischen Gefühlen aus ihrem Schlummer zu wecken und in ein harmonisches Zusammenklingen zu bringen, wie zu einem leisen Lied, unbestimmte Erinnerungen, halb oder ganz

vergeffene Erlebnisse, der Klang einer Stimme, die uns einst lieb war, ein Lichtkeis über einem Gesicht, das jetzt wie früher einmal dicht bei dem meinen war, um gleich wieder in das schwarze Nichts unterzutauschen, vielleicht für immer. (Hans von Bartels: „Dampfer im Morgengrauen“, Aquarell).

Walter Leistikow hat zwei Bilder ausgestellt, die jedenfalls als Ausdruck eines märkisch-preussischen Künstlernaturels sehr interessant und in gutem Sinne typisch sind. „Im Brunwald“ heißt das eine: ein Fichtenwald mit Teich, Sonnenschein über den Pfaden und Baumstämmen. Die so verlästerte Umgegend der Spreestadt ist gar nicht ohne Weiteres als reizlos zu bezeichnen. Ich denke dabei nicht etwa an den barocken Einfall, der Werder heißt, diese weiße Blüthenoase mitten in der gelben Sandwüste. Ich habe bei Frühlingsgewitter über dem Müggelsee Beleuchtungen gesehen, die mir ganz exotisch vorkamen. Und ich erinnere mich noch des Staunens, das mich ergriff, als ich vor zehn Jahren nach Berlin kam und eines Frühlingstages außerhalb der Stadt spaziren ging: Alles leuchtete und brannte, trocken und flimmernd, — rothe Dächer, weiße Wände, heißblauer Himmel; es mögen wohl die Reflexe von den Sandkörnern gewesen sein, die diese trodene, stehende Farbensgluth bewirkten. Leistikow hat in seinem Landschaftsbild eben dieses Trockene und Ragere mit den einander schroff und unvermittelt gegenüberstehenden, sehr finsternen und sehr hellen, gleich starken und gleich dünnen Farben gut getroffen. Auch in dem zweiten Bilde, „Hafen“, ist die Vereinigung von Dünne und Präzision in der Malmethode ungemein charakteristisch. Man muß Kleist lesen — seinen Michael Kohlhaas und seine Dramen —, um dieses Volksnaturel, in einer Dichterindividualität zugespitzt, in seiner höchsten Potenz ausgeprägt vorzufinden.

Wie verschieden von dieser Malerei ist die der Worpssweders, wo Alles von der feuchten, saftigen Fülle einer Reergegend durchsättigt ist! Von den Worpsswedern ist nicht viel in München zu sehen; nur Overbeck und Binnens sind mit ein paar Werken in der „Sezession“ vertreten. Die beiden Bilder Overbecks zählen unter die besten des Künstlers: „Ein stürmischer Tag“, wo alle Farben unter den gefallenen Regenschauern blühen und schwellen, das Helle und Klare doppelt klar und hell, das Dunkle doppelt dunkel und feuchtschwer; und „Sommerwolken“, ein Sommer- und Sonnenstück mit reisenden, im Winde wogenden Kornfeldern.

Mit den Worpsswedern verwandt, wie eine dänische Landschaft mit einer friesischen, ist in seiner Kunst der Däne Achen. Sein Gemälde „Beim Dorfe“ schildert in einer weichen Note von liebevoller Vertiefung und Zuhausesein einen dänisch-schonenländischen Bauernhof der alten Sorte: das zusammengebaute, gegen Wind und Wetter geschützte Biered, das jetzt leider im Verschwinden begriffen ist. Es tobt eben hier auf dem Bilde so ein Wind und Wetter, bei dem es in einem meerrumgebenen Flachlande noththut, sich gut zu schützen.

Die Intimität ist eine große, in der Empfindung wie in der Ausführung; der grauviolette Regenhimmel, das durch die Feuchtigkeit wie geschwollene und hell leuchtende Grün der verwehten Bäume um den Hof, der niedrige Hof selbst mit seinem Strohdach und seinen weißgefaltnen Wänden, die Strohschuber, der Steinwall, wo wahrscheinlich die Stieglitze haufen: Alles ist heimisch und traulich mit all den Einzelheiten und Geheimnissen, wie es nur dem durch Geburt Eingeweihten zu empfinden und wiederzugeben vergönnt ist.

\*                     \*                     \*

Die kleine Sammlung der „Sezession“ macht einen stilvolleren Eindruck als die Massenausstellung im „Glaspalast“; hier werden die wenigen Werke, die sich über das gewöhnliche Mittelniveau erheben, fast gänzlich von den wellen Blättern alter Kunstjahrgänge und den Wisbyrosen toter Kunst überschüttet und bedeckt. An beiden Stellen fehlt es an Größe; es fehlt auch an Jugendlichkeit. Man sucht vergebens in diesen monotonen Farbenmassen nach jenen großen Zügen, in denen sich die organische Gliederung eines Gesamtorganismus oder der lebendige Ausdruck einer Physiognomie zeichnet. Man sucht auch vergebens nach einer oder der anderen individuellen Größe, nach den Zeichen eines jugendlichen Temperaments, das die Wachsthumskraft besäße, diese harte, schnürende Farbenkruste zu sprengen. Die großen Meister deutscher Kunst halten sich in diesem wie im vorigen Jahre — es sieht wie Ablicht aus — ganz im Hintergrund. Thomas drei Bilder sind schon Thoma alle drei; mehr aber ist über sie nicht zu sagen. Boecklin hat eine Madonna ausgestellt; wenn man das Bild mit der Ehrfurcht, die man dem Altmeister schuldet, eine Weile betrachtet, erinnert man sich, daß der alte Herr immer ein unverbesserlicher Humorist gewesen ist.

Verblüffend wirken im „Glaspalast“ die Bilder von Julius Exter. Zuerst gellen diese schreiend grellen Farben Einem entgegen, wie eine Trompetenfanfare. Dann aber wird man plötzlich und unerwartet gefangen genommen und findet die Hauptnote dieser kühnen Kunst echt. Man denkt nicht mehr daran, sie herausfordernd und aufdringlich zu finden, noch weniger giebt man seiner ersten Neigung Gehör, sie unter die Reklamenplakate zu verweisen. Das Triptychon „Weihnachten“ ist wirklich „religiöse“ Kunst, was man von den meisten Sachen in der Abtheilung „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“ nicht sagen kann, inwiefern sie weder christlich noch Kunst sind. Die Poesie der Weihnacht ist in diesem Bilde; die Poesie des Zauberwortes Weihnachten webt seine zarten Märchenschleier über diese Winterlandschaft mit dem eingeschnittenen Dorf und den hell beleuchteten Fenstern der niedrigen Häuser und der hell beleuchteten Kirche droben im Hintergrunde. Aber es ist noch Etwas in dem Bilde: auf dem einen Seitensügel die Realität des kleinen, armen Mannes, der da in der offenen Thür

eines Ziegelhauses steht und die Hand über die Augen hält und in die strahlende Christnacht hinausblüht, während seine Frau mit dem Kinde drinnen in der beleuchteten Stube sitzt, — die Realität einer Bahnwärterfamilie. Und diese alltägliche Gruppe, wie die Bauerngestalten auf dem zweiten Seitenflügel, Beide mit derber, realistischen Kunst ausgeführt, sind zugleich mit einem unsichtbaren Etwas so umspinnen und umwoben, daß sie gar nicht mehr diese Leute nur sind, sondern mit dem religiösen und poetischen Weihnachtmysterium ganz und unauflöslich verschmolzen sind. Ein zweites Bild, „Lichtmeh“, ist voll innigster Andachtstimmung mitten in einer voll aufgetragenen Realität; ein drittes, die „Bauern von Uebersee“, die mit ihren Sensen über den Schultern zur Arbeit marschieren und deren festen Marschtaft man förmlich hört, schmettert wie eine Hymne an die bezwingende Volkskraft, von einem Blechinstrumentenorchester ausgeführt.

Ich habe nur noch einige Landschaften im „Glaspalast“ zu erwähnen. August Fink hat einen „Novemberabend“, der ganz vortrefflich ist in seiner weichen, fast lauen Stimmung, in der die Stille beinahe hörbar ist, und einen „Winterabend vor Sonnenuntergang“, wo die Äste der Bäume ganz schwer unter der Schneelast herunterhängen und der winterliche Abendhimmel kalt und frostgelb leuchtet hinter dem schwarzen Inneren des Waldes. Von Louis Douzette ist ein „Vorfrühling“ da, eine sumpfige Ebene in der Neeresgegend; am Bach entlang stehen Birken, noch nicht belaubt, aber in einen violetten Schleier wie in eine Vorahnung eingehüllt; weit draußen in den rauchigen Horizonten zeichnet sich die Silhouette einer Stadt mit ihren Dächern und Kirchtürmen; milde, laue, feuchte Farbentöne, blaßgelb und mattviolett, auf der Erde und in der Luft. Ferner die „Winterlandschaft“ von Karl Heffner: wolliger, weißer Schnee, wollige, weiße Wolken und eine blasser, untergehende Sonne; und durch die Landschaft eine Reihe nackter, schwarzer Bäume an einem Bach entlang, worin sich Alles spiegelt: der wollige Schnee, die wolligen Wolken, der bleiche, glanzige Sonnenschein und die nackten, schwarzen Äste der Bäume. Wilhelm Nagel: „Wintermorgen“; es ist noch hübsch kalt, weil noch früh am Morgen, die Weiden werfen scharfe, bläuliche Schatten und die Wale in der Mitte des Baches ist zugefroren; aber es ist nur Nachtis, und sobald die Sonne kommt, wird es Thauwetter werden. Auch „Deutsches Fischerdorf“ von Max Eduard Giese ist ein Stück lebendiger Landschaft mit der dunkel schmutziggroßen Farbe des Wassers und dem nassen Schnee über der Ebene, den schweren, schneenassen Wolken und dem sich aufhellenden, grünen Horizont.

München.

Ola Hansson.



## Gutzkows Apostata.

**I**n Karl Gutzkows Entwicklung hat kaum ein anderes Element eine so entscheidende Rolle gespielt wie das religiöse. Religion, „dies seltsame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen“, wie es in seinem Jugendroman „Raha Gury“ heißt, war das erste große Problem, das dem Knaben, der nach Erkenntniß gierig sich aus der Enge seiner elterlichen Stube in die weite Welt des Geistes mit bewundernswerther Ausdauer hinausarbeitete, Lösung heischend entgegentrat, — nicht als milde und veröhnende Göttin, sondern mit der strengen Miene verdammender Unduldsamkeit. Sein Vater, ursprünglich ein wilder, leichtlebiger Soldat, war in der trüben Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, in der Stickluft einer beschränkten Häuslichkeit, unter dem Eindruck trüber Ereignisse und unter dem Zwang einer frömmelnden Herrschaft aus seinem Leichtsin in religiösen Dingen in das entgegengesetzte Extrem verfallen, wie es oft geschieht: er wurde Pietist. Eine schwüle theologische Atmosphäre wehte durch das Heim am Rastanienwäldchen in Berlin, fromme Gespräche waren der Hauptstoff häuslicher Unterhaltung; und Verwandte, die ab und zu gingen, hasteten noch im Gedächtniß des herangereisten Dichters als religiös geprägte Typen. Sonntags ging es von einer Kirche in die andere, ohne Unterschied des Bekenntnisses. Gerade dieses Uebermaß von Religion mußte zum Skeptizismus führen. Der junge, allmählich aufstauende Verstand, der schon früh gern einsamen Gräbelein nachhing, aber zum Glück sehr bald den Einfluß eines freidenkenden Mannes erfuhr, lernte so die Verschiedenheit der einzelnen Meinungen kennen und hörte den Einen als unrecht verdammten, was der Andere für recht hielt. So entstand in ihm schon zeitig das Bedürfniß, sich „das Bessere von dem Guten auszuwählen,“ wie es in einem seiner Dramen heißt. Die anfängliche Scheu des Studirenden vor zu weit gehendem Zweifel wurde, merkwürdig genug, wie es Gutzkow selbst erzählt, durch H. A. Wolfs Homerkritik durchbrochen. „Sie warf mit Begeisterungsschwüngen den Zweifel in die Brust als Führer fürs ganze Leben.“ Vor Allem den Zweifel an der Bibel. Und dabei sollte Gutzkow, nachdem er es mühsam dahin gebracht hatte, studiren zu dürfen, nach dem Willen der Ältern und mit Rücksicht auf ein Stipendium Theologe werden. Er selbst glaubte nicht an seinen Beruf, gab aber, dem Zwang sich beugend, seinen ersten Universitätsstudien einen theologischen Charakter. Zweimal schon hatte er als Prediger auf der Kanzel gestanden, sein Lebensweg schien vorgezeichnet zwischen Kirche und Pfarrhaus; daß er sich endlich entschloß, der Theologie zu entsagen, war das Resultat schwerer Kämpfe mit seiner Umgebung und in seinem eigenen Innern. „Ein Stück Priesterthum aber blieb all seinem Wirken eigen.“

Als beleidigte Gottheit trat ihm die verlassene Religion sofort in seiner Schriftstellerlaufbahn entgegen. Seiner Parteinahme in religiösen Fragen verdankte er sein wechselvolles Literatenschicksal; die Vorgänge des Jahres 1835 gehören nicht nur der Literaturgeschichte an.

Wir finden fast alle Werke Gutzkows mit einer reichen Fülle religiösen Stoffes belastet. Die einzelnen Perioden seiner inneren religiösen Entwicklung treten in seinen Werken scharf abgegrenzt hervor. Der ersten Zeit, wo der Zweifel ihm bodenlos erschien, abgrundtief, und wo er in Angst und Qual nach

einer positiven Wahrheit sich sehnte, entstammen „Maha Guru, der Roman eines Gottes“ und die Novelle „Der Sadduzäer von Amsterdam.“ „Zimmer angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft qualenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen“: so hat der Dichter selbst in der Vorrede zu jenem Roman seinen damaligen Zustand geschildert. Der heute so harmlos erscheinende, im Jahre 1835 öffentlich proskribirte Roman „Wally“ ist dann der verstandesmäßige Niederschlag jener ersten Epoche; nicht die nothdürftige künstlerische Umhüllung, sondern der philosophisch-theologische Kern ist für die Entwicklung des Dichters bedeutsam.

Die feste Ueberzeugung, deren Fehlen dem Helden im „Sadduzäer von Amsterdam“ und der Zweiflerin Wally verhängnisvoll wird, — der Held des Dramas „Uriel Acosta“ (1846) hat sie errungen. Allerdings beugt er sich keinem Dogma, keinem Wortglauben; die Denkfreiheit ist ihm zur Religion geworden, in ihr hat er seine Ruhe und seine Kraft gefunden; er predigt das Evangelium der Tuldung:

„Nicht, was wir glauben, siegt, o Santos! Rein,

„Wie wir es glauben, Das nur überwindet.“

Der religiöse Konflikt wird in einen menschlichen aufgelöst: der Held soll die Stärke und den Muth seiner Ueberzeugung erproben. Diesem einen Dogma der Denkfreiheit, das Guplow hier mit der Begeisterung eines Propheten verkündet, ist er immer treu geblieben. Ob er selbst in religiösen Dingen schließlich doch zu einer Ueberzeugung gelangte, mit der sich, etwa wie mit einer Hausfrau, die man nach langem Bemühen errungen und der man auch nachträglich wahrgenommene Fehler verzeiht, einigermaßen leben läßt, kann hier nicht erörtert werden. Die Kritik, die in ihm nie ruhte, sondern immer von Neuem Alles prüfend betastete und zu durchbringen suchte, erstreckte sich auch auf seinen eigenen Glauben; zu allen kirchlichen Fragen seiner Zeit nahm er in Schrift und Wort eifrig Stellung und das häufig unkünstlerische Hervortreten des religiösen Problems — selbst in seinen späteren Werken — zeigt, daß er nie ganz Frieden schloß, daß immer wieder Fragen in ihm aufstanden, die er durch poetische Gestaltung zu beantworten versuchte. In dem großen Roman „Der Zauberer von Rom“ giebt er uns eine umfassende Schilderung der religiösen Strömungen seines Zeitalters und noch in seinen letzten Werken werden ähnliche Themen angeschlagen.

Dem religiösen Problem eine neue dichterische Lösung zu geben, ist ihm aber nach dem „Uriel Acosta“ nicht mehr gelungen. Viele Jahre zwar hat er das Bedürfnis empfunden und sich mit dem großen Plan getragen, Julianus Apostata zum Helden eines Dramas zu gestalten. Karl Frenzel spricht davon in seinem Guplownektolog und verweist uns auf die Jahre 1855 bis 58. In der That finden wir denn auch in den Aufzeichnungen des Dichters aus jener Zeit den fragmentarischen Entwurf zu einem Drama „Julianus Apostata“. Umfangreich ist er nicht, aber er giebt uns doch eine Vorstellung davon, in welcher Weise Guplow die gewaltige Figur des „letzten Heiden im Kaisermantel“ zu behandeln gedachte. Zunächst haben wir da zwei Seiten zusammenhangloser historischer Notizen, von denen uns nur zwei interessieren. Die eine dient zur Charakterisirung des Jovianus, des Nachfolgers Julians, und lautet: „Vielleicht sein Prinzip: daß

diese Reaktion gut wäre, um dem Christenthum den Geist zu erhalten.“ In einer Anmerkung wird diese „Reaktion“ erläutert als „die christliche Sucht, apostolisch und handwerksmäßig zu sein, zu leben und zu denken.“

Die andere Notiz betrifft den Schluß des geplanten Dramas. Der Dichter zeichnete sich auf: „Schluß: Wahl zwischen Jovianus Christ oder Prokopius Heide. Abstimmung kommt: Jovianus! Julianus: *Νεχρησας Παλαεσι*! und stirbt.“ Daß der Dichter den Schluß des Dramas fast zuerst fixirt, ist keine ungewöhnliche Erscheinung und außerdem war sie hier durch die Sage vom Tode Julians gegeben. Bei Guplow tritt sie allerdings in ganz besonders auffallender Weise hervor.\*) Seiner charakteristischen Neigung, Aftschlüsse durch eine „epigrammatische Wendung zuzuspitzen“, kam hier die Geschichte entgegen.

Hieraus folgt dann der Entwurf des ersten Aktes und die Einleitung des zweiten:

#### Erster Akt.

Szene: Konstantinopel oder Antiochia?

1. Eusebia, die Gemahlin, die Wittwe Konstantius', die Retterin Julians. Prokopius.

Warum, o Fürstin, noch immer traurig? Hat nicht der alte Glaube gesiegt? Wird nicht Julian, dem Du das Leben rettetest, Dein Vetter und Freund, Dir seine Hand reichen?

Ich finde, daß er zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe.

Er hofft, sie zu überzeugen. Euer Schmerz ist ein anderer. Ihr seht sein Versprechen, Euch zum Weib zu nehmen, nicht gelöst.

2. Theodora und Hippolytos, Priester des Trophonius, kommen aus Böotien, aus der Höhle des Trophonius.

Man meldet das Kommen des Kaisers. Sie treten zurück.

3. Julian mit Jovian, der im Geheimen Christ. Gesandte der Perser. Dormisdas, der Flüchtling. Die Religion des Ormuzd. Licht. Helios. Die Götterlehre. Daß jeder Gott ein Symbol sei und in seiner Wesenheit gleiche Bedeutung hätte mit Dem, was er bedeutet. Man übergiebt ihm goldene Statuen der Minerva. Hat sie in der Hand. Da ertönen Gesänge der Christen.

Woher? Es ist verboten.

Zwei Hauptleute wiegeln die Soldaten und die Bürger auf. Darauf steht der Tod. Man führe sie vor.

Basilus und Cyrillus; es sind zwei Brüder, die Theodora liebten und sich von ihr losrissen, um sich nicht darüber zu verfeinden. Ihre Geistes- und Hergensstimmung führt sie auf das Christenthum. Sie haben den Tod zu erwarten.

Julian will ihnen das Leben schenken, wenn sie der Minerva opfern. Julian schildert alles Schöne, was sich an Minerva knüpft. Vergebens. Sie gehen zum Tode. Singen draußen. Sie stimmen ein.

Julian vergiebt ihnen. Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein. (Die alten Götter haben ausgelebt! spricht für sich Jovianus.)

\*) S. meine „Studien über die Dramen Navi Guplows. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. Ein weißes Blatt.“ Jena, Verlag von Herm. Costenoble.

Eusebia: Siehst Du seine Schwäche! Refers an Theodora und den Priester des Trophonius. Theodora schön, Nachkomme aus altem mazedonischen Königsgelecht, und Eusebia muß den Eindruck auf Julian fürchten.

(Anmerkung: Julian will nach dem Tode seiner Frau nicht mehr heirathen und hat alle Frauen aus seiner Nähe verbannt. Man muß aber seine Vermählung wünschen).

### Zweiter Akt.

1. Eusebia spricht mit Hippolytus, dem Vater Theodorens. Sie billigt die Verbindung, um Julians Kraft zu beleben.

2. Theodora hat die Brüder von fern gesehen, ihr Schicksal gehört: des Kaisers Hand.

3. Kaiser kommt. Sie stürzt vor ihm nieder, dankt.

4. Julian hebt sie auf. Sie erzählt ihr Leben, die Sagen ihres Geschlechts, Julian erfährt ihre Beziehung zu den Brüdern. Sie will sie vom Christenthum belehren. Man hofft auf die Heirath. Alles spricht dagegen.

So fürchtet Ihr schon die Macht der Galiläer? Man soll die Brüder rufen. Die Szene der Begegnung.

Damit bricht der Entwurf ab. Ein paar noch folgende historische Notizen geben keine Anhaltspunkte mehr für den weiteren Verlauf des Stückes. Zur Erläuterung des gylfowschen Entwurfes ist es interessant, zu vergleichen, wie ein anderer Dichter, der große Skandinave, der Gestalt des Apostaten gerecht geworden ist.

Ibsen hat den gewaltigen Stoff in seinem Doppel drama „Kaiser und Galiläer“ bewältigt. Im ersten Theil entwickelt sich Julian vor unseren Augen. Er ist im Glauben an den Nazarener erzogen, nur der Zufall hat ihm eine heidnische Bildung verschafft. Seine Seele lechzt nach griechischer Schönheit und in dem Christenthum, das ihn umgiebt, fühlt er dieses Sehnen nicht gestillt. Im Gegentheil: sein Empfinden wird abgestoßen und beleidigt. So wird denn mit zunehmender Freiheit Stück für Stück das Christenthum von ihm abgelöst; was aber übrig bleibt, ist kein echter Grieche, sondern gleichsam ein Heide mit den Wundmalen Christi. Er hat sich eine große Aufgabe gestellt und in seinem christlichen Wunderglauben unzählige Zeichen in diesem Sinne ausgelegt: er will den Widerspruch zwischen Kaiser und Galiläer aus der Welt schaffen, das verhängnißvolle Räthsel „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ meint er durch eine geniale Verschmelzung beider Elemente in einen Gott-Kaiser oder Kaiser-Gott zu lösen, er will das „dritte Reich“ schaffen, das „auf den Baum der Erkenntniß und den Stamm des Kreuzes gemeinsam gegründet ist“. Mit diesem Voratz tritt er die Herrschaft seines Vorgängers an.

In diesem heißen Bemühen Julians symbolisirt Ibsen in grandioser Weise die zerreibende Kraft zweier mit einander ringenden Weltanschauungen. Das Julian über Büchern nächtlich geträumt hat, was er in visionärer Begeisterung glühend vor sich sah, Das läßt sich im Leben nicht verwirklichen. Die Lebenskraft des Heidenthumes ist gebrochen und keine künstliche Pflege vermag ihr mehr einen frischen Keim zu entlocken. Julian ist aber selbst zu sehr ein Sohn seiner Zeit, als daß er die übernommene Rolle folgerichtig durchzuführen im Stande wäre. An die Stelle der „Schönheit“, die er in der heidnischen Lebensführung, in Athen selbst vergeblich suchte, schiebt sich allmählich der Begriff der „Weisheit“,



und zwar nimmt er eine Form an, die ihre Linien sowohl von der heidnischen Philosophie eines Diogenes wie von der Entagungstheorie des Nazareners entlehnt hat.

Julian glaubt, mit dem Christenthum einen Waffenstillstand geschlossen zu haben. Aber überall tritt ihm die Gestalt des Galiläers entgegen und hemmt sein Wirken. Die grausame christliche Forderung: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ lähmt alle seine Entschlüsse; und die Unmöglichkeit, ihr auszuweichen, reizt ihn schließlich so sehr, daß er in brutalem Nachtbewußtsein dem Erdherren, dessen Siegerkraft er schauernd erkennt, den Vernichtungskrieg erklärt.

Im dritten Akt des zweiten Theiles, wo Julian verzweifelt ausruft: „Wer bricht die Macht des Galiläers?“ und sich selbst die Antwort geben muß: „Der Galiläer lebt!“, tritt noch ein anderes Moment hinzu, das seinen Untergang unabwendbar macht. Er ist mit den glänzendsten Verstandesvorzügen begabt und doch durchaus Gefühlsmensch; und zwar hat der Dichter das Pathologische, das sich aus solchem Zwiespalt ergiebt, zur Darstellung bringen wollen. Julian endet im Wahnsinn. Schon als Jüngling besaß er einen, „lebhaften, oft jäh aufleuchtenden“ Blick und hastige, sonderbare Bewegungen. Er ist in beständigem Entsetzen vor dem Kaiser und dem Galiläer aufgewachsen und von Kind auf verschüchtert. Das Bedürfnis nach Rache, das ihn schon am Hofe seines grausamen Vorgängers dunkel beschlich, packt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, als er die Macht in seinen Händen fühlt. Er macht des Galiläers grausame Forderung zu seiner eigenen und vernichtet Alles, was sich ihm entgegenstellt. So steigt er in rasender Hast von Stufe zu Stufe, vom Gottkaiser zum wirklichen Gott, der sich göttliche Ehren dekretirt und Herrscher sein will, nicht nur über das Leben der Menschen, sondern auch über ihren Willen, dem die Grenzen des erterbten Reiches zu eng sind, der die Welt besigen möchte. Ueberall aber trifft er auf seinen Feind, den Galiläer, dessen tödtliche Stelle er nicht finden kann und dessen Macht er sich selbst verfallen fühlt. Der Caesarenwahnsinn bricht in hellen Flammen aus; und wie König Lear in Nacht und Gewitter umherirrt, so stürzt Julianus sich in den wilden Sturm der Ereignisse. Mit der beängstigenden Sicherheit eines Nachtwandlers schreitet er daher, in irrthümlicher Verblendung bereitet er sich selbst den Untergang und im Angesicht des Verderbens noch spricht er das stolze Wort: „Es ist mein Wille, lange zu leben“, bis er mit dem Bewußtsein: „Du hast gesiegt Galiläer!“, das sich wie eine Erlösung von seinen Lippen ringt, von Mörderhand getroffen zusammensinkt.

Julian wird so der Träger zweier Weltanschauungen, die sich ihrer Natur nach bekämpfen müssen; die jugendkräftige neue schlägt die morose alte zu Boden. Gegen dieses historische Gesetz ist der Menschenwille machtlos. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird das Alte von der Fluth hinweggerissen und zum Bruch zertrümmert. Ibsens Werk ist eine Schicksalstragödie, freilich nicht im Sinne Rälüners oder Houwalds, die das eiserne Walten des Schicksals, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, in tausend nebensächliche Zufälligkeiten auflöst. Obgleich auch in „Kaiser und Galiläer“ Träume und Wunderzeichen vielfach ausschlaggebend mitwirken, ist das Stück eine Schicksalstragödie im antiken Sinn. Schicksal und Weltordnung sind Eins und bilden eine Gewalt, an der menschliche Kraft rettungslos zersplittert.

Das Motiv des Wahnsinnes lag nun Oupkow ganz fern. In seinem

letzten Buch, der hitzigen, rücksichtslosen Streitschrift „Dionysius Longinus“ sagt er: „Julianus Apostata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unser David Friedrich Strauß vor Jahren in einer Broschüre, aufrichtig, ohne Wiß und mit viel Behagen, über ihn breit-schlug, aus ihm machen wollte.“ Er hat sich denn auch die Mühe gegeben, als Entgegnung auf die straußsche Schrift in einem Essai, der zuerst im Jahrbuch der Schillerstiftung erschien und später in den Band „Die schöneren Stunden“ (1869) aufgenommen wurde, die einzelnen Momente zusammenzustellen, die mit einer gewissen zwingenden Nothwendigkeit Julian — seine individuelle Reigung natürlich vorausgesetzt — zu seinem Entschluß bringen konnten. Diesen Essai betitelt „Antike Romantik?“ haben wir gleichsam als schriftlichen Verzicht auf die dramatische Behandlung anzusehen.

Die straußsche Schrift war eine Satire; sie richtete sich gegen Friedrich Wilhelm den Vierten und lief darauf hinaus, daß Julian sich eine Ueberzeugung raffinierte — wie Guplow es ausdrückt —, die er selbst nicht hatte, und auf der Wiedereinsetzung des Alten bestand, weil ihn ein konservatives und reaktionäres System geistreicher und poetischer dünkte. Strauß verglich Julian mit den deutschen Romantikern und sah in ihm lediglich einen jener „Stimmungdilettanten, die auf ein nur phantastisch und verächtlich ergriffenes Heidenthum hin schwärmten und träumten“.

Die einzelnen Gründe, die Guplow dieser Auffassung entgegenhält, ergeben in ihrer Gesamtheit das Milieu, aus dem heraus sein Julianus Apostata

in jenen gewagten  
heiten war noch im  
mel mehr in Julian's  
ber Untergang der  
t; die alten Wissen-  
sfündigte sich daher  
er selbst sich glück-  
bens machen wollte.  
enthum dünkte ihn  
Sein Großoheim  
in den Wolken zu  
— aber nicht als  
eren Göttern hinzu,  
einfluß ferner, den  
s der Gerechtigkeit  
an selbst war dem  
ie ganze Verwand-  
a mönchisches Leben  
erhand sicher zu sein.  
Das mochte ein  
ngungen nicht von  
low, die Geschichte  
reitige Bestimmung  
Rahmung „Diebet  
Schönheit suchender  
r christlichen Asteje

erwähnen sollte; und dieses dact sich in wieder mit der vo  
Grundlage. Die öffentliche Meinung in geistigen Angelegen  
fünften Jahrhundert von der Religion unabhängig; um wie vi  
Zeit. Das Christenthum trat immer noch sporadisch auf,  
antiken Welt war nicht so schnell besiegelt, wie Strauß glaub  
schaften lebten noch in Alexandria und Athen. Julian ver  
nicht an dem Geiße seiner Zeit, wenn er eine Bildung, in der  
lich fühlte, energisch wieder zur Grundlage des öffentlichen Be  
Die Lobpreisung der „Armut im Geiste“ durch das Christe  
eine Mißachtung der Geistesgrößen vergangener Jahrhunderte.  
Konstantin, der in der Schlacht gegen Maxentius ein Kreuz  
sehen glaubte, nahm nach seinem Siege das Christenthum an,  
einzigen Glauben, sondern er fügte den Christengott den and  
um sich gleichsam nach allen Seiten hin zu salviren. Der G  
die neue Religion auf die Caesaren ausübte, war keinesweg  
und Milde zuträglich. Die Sitten besserten sich nicht, Juli  
Blutbade, dem auf Veranlassung seines Oheims Konstantius d  
schaft zum Opfer fiel, nur mit Mühe entronnen und hatte ein  
führen müssen, um vor dem mißtrauischen Kaiser und vor Mörde  
Julian wollte das alte Römerreich wiederherstellen.  
unmöglichem Wahn sein, aber er selbst brauchte seine Anstre  
vorn herein für fruchtlos zu halten. Das hieße, meint Gup  
ex eventu beurtheilen. Das Weltbürgerthum und die jenseit  
des Christenthums aber widersprachen diesem Ziele; und die  
Eure Feinde!“ war kein brauchbarer Schlußstrich. Julian's  
Geiße fühlte sich beleidigt durch die unschönen Uebertreibungen de

Seine Religion bedeutete kein Zurückgreifen in graues Alterthum. Die Annahme eines Urwesens, einer einzigen Gottheit, die alles Geschaffene „ausstrahlt“ — wie Plotinus sich ausdrückt —, war im Neuplatonismus gegeben und für dieses unbestimmte Urwesen das Licht, Helios, unmittelbar einzusetzen, war keine bemerkenswerthe Neuerung. Das Prinzip der heidnischen Religion hatte sich schon lange durch das Gesetz der Anpassung vereinfacht und dem christlichen darin genähert, daß man sich auf einen höchsten Gott beschränkte und die vielen mythischen Gottheiten als bloße Symbole der Poesie überließ. So konnte schon die Anschauung eines Virgils christlich genannt werden.

Alle diese Gründe, die Gyplow hier zusammenträgt und auf die er zweifellos seine Auffassung Julians stützen wollte, begegnen uns auch im ersten Theil der Dichtung Ibsens. Gyplows Absicht aber war, im Julian einen „großen Charakter“ darzustellen, — einen Charakter, der mit klarem Willen und festem Entschluß eine sich ihm aufräumende Ueberzeugung zur Geltung zu bringen unternimmt. Die tragische Schuld aber, zu deren Träger er ihn machen wollte, ist seine Schwäche; an ihr geht er, wie Uriel Acosta, zu Grunde. Schon im ersten Akt des mitgetheilten Entwurfes beklagt Eusebia, daß Julian „zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe“. Und als gegen Ende des ersten Actes Julian zwei Christen begnadigt, heißt es: „Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Ueberzeugung zu sein.“ Gyplows Julian besitzt nicht den brutalen Egoismus des ibsenschen „Alles oder nichts“; er sucht zwar nicht zu vermitteln, will keinen Compromiß der beiden Weltanschauungen schließen, aber er hofft, wie Prokopius zu Eusebia im ersten Acte des Entwurfes sagt, durch Duldung „zu überzeugen“ und so ohne Gewalt zu siegen. Der Mangel an rücksichtsloser Härte soll also Gyplows Julian dem Untergang „vorgezeichnet“ sein. Die „weltliche, schmerzliche, schmerzliche, schmerzliche“ Liebe in seinem Drama das bewegende Moment sein sollte. Eusebia, die Gattin des mörderischen Oheims Konstantius, hat ihren Neffen Julian vor dem Morde gerettet und seine Verbannung nach Athen bewirkt. Das war ein doppelter Liebesdienst. Die historischen Notizen, die sich Gyplow machte, zeigen aber auch, daß gerade Eusebia es war, die die Erstgeburt seiner Gattin Helena durch die Hebamme töten ließ; sie „gab ihr den Trank der Unfruchtbarkeit ein“. Ob diese Annahme historisch oder willkürlich ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls wollte der Dichter sie benutzen. Helena erlag diesem Verbrechen; und nach dem Tode des Konstantius sehen wir, daß es Eifersucht und Liebe waren, die Eusebia zu ihrer That verführt haben. Im ersten Acte des Entwurfes harret sie auf Julians Liebe, verzichtet aber im zweiten zu Gunsten einer mazedonischen Fürstentochter Theodora, „um Julians Kraft zu beleben“. Eusebia erscheint demnach als überzeugte Heidin, vielleicht als der böse Dämon Julians.

Es wäre vergebene Mühe, wollte man weitere Vermuthungen über die Entwicklung des von Gyplow geplanten Stückes anstellen. Sicher ist nur, daß auch dieses Drama organisch zu seiner religiösen Entwicklung gehört. Es ist sehr zu bedauern, daß seine dramatische Kraft nicht mehr ausreichte, den großen Stoff zu bewältigen.

## Selbstanzeigen.

**Weltgeschichte.** Erster Band: Geschichte des Alterthumes. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Die auf vier Bände berechnete Weltgeschichte, von der der erste Band nun vorliegt, verfolgt die Absicht, die einigermaßen gesicherten Resultate der geschichtlichen Spezialforschung in einer einheitlichen pragmatischen Darstellung zu verwerthen, die den Gebildeten anziehen und seine geschichtliche Bildung theils bereichern, theils vertiefen soll. Dabei sollten die einzelnen Völkergeschichten einer gleichmäßigen Betrachtung und Analyse unterworfen und die Elemente zu einem organischen Ganzen vereinigt werden, die für die Erkenntniß des Zusammenhanges wichtig sind, in dem das historische Leben sich von einem zum andern fortschreitend bewegt und entwickelt. Denn die Darstellung der fortschreitenden menschlichen Gesellschaft bildet den wichtigsten Inhalt des geschichtlichen Wissens. Daneben war das besondere Leben der für die weltgeschichtliche Entwicklung wichtigen und bedeutenden Völker, wenn auch nur in großen Zügen, doch so vorzuführen, daß von dem Leser nichts Wesentliches vergeblich gesucht wird. Ueber das Maß des zu wählenden Stoffes kann man dabei natürlich sehr verschiedener Meinung sein; für die Zwecke meines Buches schien es das Richtige, die grundlegenden Thatfachen der einzelnen Entwicklungen herauszuholen, aber in der Begrenzung des Wichtigen nicht allzu ängstlich zu sein. Da aber auch nur die Hauptfachen, mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes, nicht überall ausführlich vorgeführt werden können, so sollte die Anführung der werthvollsten Arbeiten aus der Spezialliteratur dem Leser die Möglichkeit bieten, wo er das Bedürfniß dazu hat, selbst ergänzend einzutreten. In einer deutschen Weltgeschichte wird dieser Versuch, so viel mir bekannt ist, in dieser Ausdehnung zum ersten Male gemacht; doch soll durchaus nicht eine vollständige Bibliographie gegeben werden, die den Zwecken des Werkes völlig fernliegt.

Die Anlage ist, dem Wesen der Geschichte entsprechend, chronologisch und in den späteren Bänden synchronistisch. Man hat zwar in neuester Zeit die geographische Anlage der Weltgeschichte als die höchste Weisheit angepriesen; einstweilen ist es mir — und ich glaube, auch recht vielen anderen Menschen — noch unverständlich, wie man auf diesem wibernatürlichen Wege einen besseren Einblick in die geschichtliche Entwicklung und in Das, was der gewöhnliche Mensch unter Geschichte sich denkt, erhalten und wie insbesondere eine solche Behandlung für den Unterricht im weitesten Sinne verwendet werden soll. Auch zu der anderen „modernem“ Ansicht konnte ich mich nicht bekehren, daß eine Weltgeschichte die ganze Menschheit, alle Völker aller Zeiten umfassen müsse und daß etwa die Maya-, Azteken- und Toltekenstämme die selbe geschichtliche Bedeutung und das selbe Interesse beanspruchen dürfen wie Griechen und Römer. Ich habe mich lieber auf den „veralteten“ Standpunkt Ranke's gestellt und mich auf die im eigentlichen Sinne geschichtlichen Völker beschränkt. Weber Indien noch China und die von ihm abhängigen hinterasiatischen Reiche noch die amerikanischen Völker vor der Entdeckung der Neuen Welt werden in selbständigen „Völkergeschichten“ behandelt; alles Wesentliche darüber erfährt der Leser da, wo sie mit

der weltgeschichtlichen Bewegung in Berührung kommen, so zum Beispiel über Indien bei Alexander dem Großen, und ganz besonders, wo sie mit den großen Kulturvölkern der alten oder neueren Zeit in tiefere Zusammenhänge treten, also über die amerikanischen Bevölkerungen bei der Geschichte der Entdeckungen, über China und Japan bei den großen Mongolenbewegungen, bei der Darstellung des Welt Handels oder der Weltmission. Auch darin bin ich nicht „modern“, daß ich hinter die sogenannten allgemeinen geschichtlichen Kräfte das Wollen und Handeln der großen geschichtlichen Persönlichkeiten zurücktreten ließe. Ich habe mich klar und deutlich zu der Ansicht bekannt, daß Personen wie Luther, Friedrich der Große, Bismarck die Geschichte machen, ohne dabei die Bedeutung der geschichtlichen Strömungen zu übersehen, in denen sie standen. Diesem Standpunkt entspricht auch die Ausstattung des Werkes mit Illustrationen. Ein historisches Bilderbuch sollte es nicht sein und Phantasiebilder von Schlachten und sonstigen Haupt- und Staatsaktionen zieren es nicht. Wohl aber sind unter den beigegebenen guten und scharfen Zeichnungen neunzehn Originaldarstellungen bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten enthalten. Doch sind auch die Einflüsse von Boden, Klima und sonstigen Naturverhältnissen durchaus zu ihrem Rechte gelangt und sieben Karten sollen hierin das Verständniß unterstützen. Aber neben diesen Naturverhältnissen mußten die Menschen die ihnen zukommende Bedeutung in der Geschichte erhalten. Den wirtschaftlichen Fragen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil die politische Entwicklung stets in hohem Maße durch sie beeinflusst und bestimmt wird. Religiöse und sittliche Vorstellungen und die großen Schöpfungen der Literatur, Wissenschaft und Kunst gestatten vielleicht den tiefsten Einblick in den Volkscharakter und gerade auf diesem Gebiet liegen die Reime der Menschheitskultur. Zusammenfassende Rückblicke scheinen mir deshalb hier am Platze zu sein. Der Einleitung über Begriff, Inhalt, Aufgabe und Ziel der Weltgeschichte wünsche ich ganz besonders freundliche Leser, nicht um meinetwillen oder, weil sie Neues enthielte, sondern, weil es sich hier um ein höchwichtiges Problem unserer gesamten Kultur und insbesondere unserer Jugendbildung handelt, die durch eine naturalistisch-materialistische Strömung bedroht ist.

Leipzig.

Professor Dr. Herman Schiller.



**Das Frühlingsglück, die Geschichte einer ersten Liebe.** E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

„Das Frühlingsglück“ habe ich meine Geschichte genannt und „Denen, die jung sind“, sie gewidmet. Einer von dieser frohen Jugend ist es auch, dessen Denken ich zu schildern, von dessen Fühlen ich zu reden, von dessen Sehnsucht ich zu erzählen versuchte. Große Ereignisse habe ich ganz und gar nicht zu berichten; nur von den Dingen, die in einer Seele vorgehen, ihr selbst oft verborgen, spreche ich, von Stimmungen, Empfindungen und Gedanken.



Hugo Marcus.

**Kinder der Nacht.** Berliner Roman. Berlin, Hugo Steinig.

Ich wollte durch Schilderung einer Menge von Einzelschicksalen die sozialen und physiologischen Uebelstände der modernen Weltstadt an der Wende des Jahr-

hundreds anschaulich machen; zu Gunsten des Sittengewäldes verzichte ich auf die ausführliche Darstellung individueller Gestalten. Mein Ziel war nicht, Sensation zu erregen, zu unterhalten und zu „spannen“, sondern: das unverfälschte berliner Leben, wie ich es gesehen habe, mit allen Flecken und erschreckenden Entartungen in seiner ganzen Häßlichkeit wiederzugeben.

Hans Schreiber.



**Uebergänge.** E. Pierfons Verlag, Dresden und Leipzig 1900.

Dieses Buch will ganz bescheiden auf den Schauplatz treten; es bringt keine Sensation, ist kein Bekennerbuch oder die Offenbarung eines „Reutöners“ und fast muß es um Entschuldigung bitten, daß es überhaupt da ist. Lyrische Ergüsse wechselvoll schwankender Jugendjahre, Verse und Gedanken aus den Vorbergründen eines einfachen Lebens; der Kenner wird leicht die Quellen entdecken, in denen der durstige Singvogel seinen Schnabel genetzt hat. Wenn ich es überhaupt wage, dieses Buch — Uebergänge zu neuen Welten — aus der Hand zu geben, so geschieht es nur in der Meinung, daß die Welt vielleicht auch noch für einen solchen etwas verspäteten Gast ein Plätzchen hat.

München.

Richard Braungart.



**Vagabonden.** Berlin 1900, Verlag von Bruno und Paul Cassirer.

Meine Eltern ließen mich Goldschmied lernen. Als ich ausgelehrt hatte, arbeitete ich noch mehrere Jahre als Gehilfe in Berlin und ging, wie viele meines Berufes, auf die Wanderschaft, um in fremden Städten weiter zu lernen. Unterwegs gerieth ich in Herbergen und auf der Landstraße zwischen Wanderburschen, Stromer und anderes unstetes Volk und durchlebte ihre Leiden und dürftigen Freuden als einer von ihnen. Mancherlei hörte ich da. Einmal ging ich zur gesegneten Zeit der Traubenernte durch die edelste aller Rheinweingegenden, von Rüdesheim an Martobrunnen vorbei nach Mainz. Den ganzen Tag über hatte ich nichts Anderes in den Mund bekommen als einige Brocken von einem Kranten vertrockneten Schwarzbrottes, das ich in der Tasche gefunden hatte. Von den Rebenhügeln kamen die barfüßigen Mädchen mit dem Weinsbüten. Aus den „Pfeffen, die an der Stragge ständen,‘ trug ein jener, veräuschender Wust aus.“ Die späte Nachmittagssonne röthete die Luft. Es war, wie wenn sie mit köstlichem Wein gemischt wäre. Da kam ich an einer verfallenden Mauer vorbei. Oben sah ein Knabe und fragte ein neben ihm stehendes Mädchen: „Ist Das ein Student?“ „Nein, es ist nur ein Landstreicher.“ Dieses „nur“ schlug mir in den Nacken. Und es ist mir immer wieder eingefallen, auch dann noch, als ich im Jahr 1896 meine ersten Skizzen schrieb. Meine Volksschulbildung, die ich in einer hinterpommerschen Stadt erwarb, machte mir die Schriftstellerei nicht leicht. Nun kann ich endlich doch mit einem Buch hervortreten. Mein Zweck war, die Vagabonden, ihr Milieu, ihre Leidenschaften und Schwächen so zu schildern, wie ich sie gesehen habe.

Hans Döwbal.



## Die arme Börse.

**N**urg ist am Anfang des letzten Semesters des neunzehnten Jahrhunderts die Reichsbank von den privaten Geldinstituten bebrängt. Noch ist Herr Dr. Koch unerbittlich. Wenn aber die Regierung die Reihen der Hilse Erleidenden verstärkt, so wird auch der erfahrene Reichsbankpräsident nicht stark genug sein, um dem Ansturm zu begegnen, und wahrscheinlich widerwillig den offiziellen Diskontsatz ermäßigen. Ein großes Klagen geht durch das Land; es ist nicht neu, aber nicht immer haben es alle Ohren vernommen: die Truße ist leer, aber die Konjunktur unerfättlich. Kein Retter erhebt dem Volke. Eine bange Periode des Mißvergnügens hebt an und Jeder weiß, daß keine Macht es bannen könnte. Es ist die Zeit, wo die Propheten triumphiren. Das ist stets ein bedenkliches Zeichen. Das nächstliegende Mittel, um dem Volk in seiner finanziellen Noth aufzuhelfen, ist ja unzweifelhaft die Bestimmung eines niedrigen Bankdiskonts. Das wäre aber eine Sünde gegen den Geist. Die inneren Verhältnisse der Reichsbank rechtfertigen eine solche Gefälligkeit nicht; wird sie trotzdem gewährt, so leidet darunter zunächst das Institut, das für seine Nachgiebigkeit durch die Schärfe der unvermeidlichen Reaktion gestraft werden würde, schließlich aber auch das Publikum, das die augenblickliche Erleichterung mit um so härterer Verstärkung des Geldmarktes büßen müßte. Wer in einer mit den Verhältnissen in Widerspruch stehenden Zwangshilfe, wie sie ja die Reichsbank in jedem Augenblick gewähren kann, die sichere Heilung sieht, verkennt den Charakter der Krankheit, die im Innern fortwüthet, wenn auch die Wunde durch eine Narbe verschlossen wird. Noch nie war der Bogen in Deutschland so sehr überspannt wie in diesem Jahr; die Sehne kann jeden Tag springen. Wir müssen einsehen, daß wir am Ende unserer finanziellen Kraft angelangt sind, und dürfen nicht leichtsinnig zu neuen Schlägen ausholen. Unser durch Arbeit gefestigtes Volk hat Elastizität genug, um nach einer Erholungspause bald zu neuem Schaffen kräftig zu werden. Vorläufig aber muß es Arhem schöpfen, wenn die Leistungen der vergangenen Jahre nicht ganz vergeblich gewesen sein sollen. Nur keine falsche Sentimentalität und keine Anwendung von Gewalt, um das Schicksal zu zwingen und, seinen Besessen zum Trost, sich aufrecht zu erhalten! Das hat noch nie in kritischer Zeit genügt.

Wir hätten genug an unserem Päckchen in der Heimath zu tragen. Nun wird uns noch China aufgebürdet. Man erörtert die Frage, ob der Reichstag einberufen werden soll, sei es zur Bewilligung von Kriegsmitteln, sei es zur Genehmigung einer für andere Zwecke nothwendig werdenden Reichsanleihe. Es ist eine zarte Rücksicht auf das Philisterium der Abgeordneten, wenn sie aus ihrem Sommerschlaf nicht gestört werden; ihnen würde diese Unterbrechung der Ferien unbehaglich sein und sie könnten ihrem Mißmuth am Ende durch Aenderungen der Anleihevorlage Ausdruck geben. Sogar die Agrarier sind in Finanzfragen schwierig geworden. Die Landchaften wissen mit ihren dreiprozentigen Pfandbriefen nichts anzufangen und bemühen sich um die Konzession für die Ausgabe vierprozentiger Papiere; die Provinzialverbände folgen diesem Beispiel und konvertiren fleißig die niedrig verzinslichen Anleihen in höher verzinsliche. Der König konnte sich gegen die lauten Wünsche nicht sträuben und hat die Genehmigung dazu ertheilt. Das Reich versteift sich aber noch wie vor auf den alten Typus. Die Bankwelt kann

unter diesen Umständen nicht das Risiko für eine neue Millionenanleihe übernehmen. Die vorjährigen zweihundert Millionen liegen den Banken noch im Magen; es fehlt jede Aussicht, sie zu einem annehmbaren Preise abzusetzen. Wer sich bei der Deutschen Bank heimliche Staatsrente kauft, erhält nagelneue Stücke, die überhaupt noch nicht im Verkehr gewesen sind, daneben freilich auch Papiere, die zurückgekauft werden mußten. Die Halsstarrigkeit, mit der die Reichsbehörden an der Ausgabe dreiprozentiger Anleihecheine festhalten, müssen sie mit hohen Geldleihegebühren bezahlen. Die Noth wird sie schließlich mürb machen. Heute klingt es noch heroisch, wenn den Fragern erklärt wird, es liege kein dringendes Anleihebedürfniß vor, selbst die für China nothwendigen Aufwendungen ließen sich aus flüssigen Mitteln bestreiten. Das wird privatim verbreitet; es durch die offiziöse Presse kundzutun, wird vorläufig noch als bedenklich erachtet. In Friedenszeiten wird freilich von unserer Marine so viel Munition verschossen, daß der Verbrauch im Kriege auch nicht erheblich stärker sein kann. Die Rüstung fordert aber schon bei dem ersten kleinen, wohl viel zu kleinen Aufgebot so hohe Summen, daß selbst von einer sparsamen Verwaltung nichts erübrigt werden kann. Kriege kosten Geld; und ob wir den Namen „Krieg“ wählen oder nicht, ob eine offizielle Erklärung erfolgt ist oder nicht: wir befinden uns nun einmal mit China im Kriegszustand. Mag unsere Regierung also auch den Muth haben, offen dem Volke zu sagen, wie es mit der finanziellen Kriegsrüstung steht; auf Ueberraschungen, die nur unlieblich sein könnten, wird gern verzichtet werden.

Wir haben eine schwere Sache zu verfechten und sie wird Blut kosten. Daneben sind auch die Verluste nicht gering, die das in China investirte deutsche Kapital zu erwarten hat. Der Umfang des Schadens hängt natürlich davon ab, ob der Aufstand, wie vielfach befürchtet wird, weiter um sich greift. Die Eisenbahnbauten und der Kohlenbergbau sind noch nicht recht im Gange; aber die Vorbereitungen und die ersten Schritte haben schon erhebliche Baarsummen verschlungen. Die Banken jammern und ähnen längst und heischen von Europa neue Mittel, die ihnen nicht ganz versagt bleiben konnten. Man betrachte die letzte Bilanz der Deutsch-Asiatischen Bank, die erst im Juli bekannt wurde. Die Gewinne sind recht schmal geworden, die Guthaben zusammengesmolzen; nur ein Konto weist eine Millionenvermehrung auf: das Wechselkonto. Das ist ein schlimmes Zeichen. Die Fälligkeitstermine der Wechsel sind herangerückt. Es ist vielleicht noch ein Glück, daß die telegraphische Verbindung mit Peking gestört ist; so erfahren wir wenigstens nicht gleich die Größe des Unglücks, das auch über die Finanzinstitute hereingebrochen ist, und könne nicht so jäh erschrecken. Sehr große Verluste müßten auch die Diskontogesellschaft treffen; sie hat das seltsame Mißgeschick, überall engagirt zu sein, wo der Boden wankt. Aber auch die Deutsche Bank, die trotz allen Ausdehnungselüsten so vorsichtig zu operiren pflegt, ließ sich durch die chinesische Sonne blenden und muß nun um ihr gutes Geld in Sorge sein. Es giebt immer noch humorvolle Leute. Jetzt, wo am Golf von Petchili die Woge des Aufruhrs gegen die Küste donnert, streiten sie über die Frage, ob China nicht ohne die Sickingbille auskommen könne oder ob ihre Beseitigung die wirtschaftliche Kraft des Landes allzu empfindlich schwächen müsse. Einstweilen wird kein deutscher Schooner Waaren hinüberschaffen, die den Böllen unterworfen wären. Den Eisenbahnwagen, die eine rheinische Fabrik nach



Kiautschou gebracht hat, damit sie bei der Schantung-Eisenbahngesellschaft Verwendung finden, werden in den nächsten Monaten keine anderen folgen. So lange die gelbe Rasse nicht ausgetilgt ist, wird sie unsere Arbeiter als Eindringlinge betrachten und unserer Hände Werk zu zerstören suchen. Wie der Konsulmord von Saloniki nur eine Etappe auf einem Dornenweg bezeichnete, wird auch der Gesandtenmord von Peking nur ein Glied einer langen Schmerzkette bilden. Wir dürfen uns nicht der Pflicht entziehen, Sühne für das Blut des Reichsvertreters zu fordern, sollten uns aber hüten, unsere Ersparnisse auf chinesischem Boden anzulegen oder gar neue Schulden zu machen, nur, um eine nebelhafte imperialistische Weltpolitik zu treiben und unseren Völkern Hunger zu stillen.

Der Juni-Ultimotermi hätte als ein unzweideutiges Warnungssignal selbst die Leute schrecken sollen, die immer noch den Rath hatten, an den ungetrübten Glanz der Konjunktur zu glauben. Während sonst nur kleine Winkelhändler es mit ihrer Ehre vereinbart hatten, sich der Begleichung ihrer Verpflichtungen durch Erhebung des Differenzeinwandes zu entziehen, fanden sie diesmal aus allen Geschäftskreisen Genossen. Wie eine Krankheit grassirte dieser unfaire Nothbehelf und die Hauptstadt hatte die Kosten für die Unehrlichkeit der Provinz zu tragen. Es wäre ein Segen für die Kaufmannswelt, wenn für die in den Differenzeinwand gekleidete Form der Insolvenzerklärung in der selben Weise wie für die Konkursöffnung die Oeffentlichkeit gesetzlich vorgeschrieben würde. Der Konkurs kann den redlichsten und ehrlichsten Mann treffen; unsere Gesetzgebung gestattet kein richterliches Ermessen und macht keinen Unterschied zwischen dem unglücklichen Armen und dem böswilligen Verbrecher, sondern verlangt, daß Beide Namen neben einander auf die selbe Liste gesetzt werden. Wer aber aus Börsengeschäften lediglich die Gewinne einstreicht und, selbst wenn er ein reicher Mann ist, die verfluchte Pflicht, auch für die Verluste aufzukommen, muthwillig mißachtet, darf erhobenen Hauptes frei einhergehen. Der Bankier, der das Manko gedeckt hat, muß es aus eigener Tasche begleichen, während ihm von den Gewinnen des Kunden nur eine magere Provision übrig bleibt. Würde die Publizität auf diese Spekulantensorte ausgedehnt, dann könnte das ganze Börsengeschäft eine sichere Grundlage wiedergewinnen. Mancher hohe Beamte, manche „Spitze der Behörden“, die heute unter dem Deckmantel des Gesetzes den Geschäftsfreund beträgt, würde zittern, wenn sie fürchten müßte, die Nachbarschaft könne die erbaulichen Grundzüge kennen lernen, nach denen der bedeutende Mann Börse und Bankier mißbraucht. Würde nur die liebe Welt überhaupt mehr von den „Schätzen“, die in den Kassen der Banken und Bankhäuser sich thürmen, oder gar von den Gewinnen, die aus der Vermittelung von Börsengeschäften oder aus der Vermögensverwaltung erwachsen, so würde auch der Reid verstummen, der immer häßlicher das wirtschaftliche Leben der deutschen Nation bedeckt. Selbst große Vermögen können heute stolze Häuser oft nicht mehr vor dem Fall schützen. Einer der vornehmsten Großkaufleute, die Deutschland aufweisen kann, hat sich, nachdem er ohne Erfolg alle seine beträchtlichen Mittel geopfert hatte, für zahlungsunfähig erklären müssen. Eine zahlreiche und geachtete Kundschaft, die mit Titeln und Ehrenämtern prunkt und sie nach Gebühr anstaunen läßt, hielt es nicht für unvornehm, bei ihren Verlusten in Waarentermingeschäften die Begleichung der Schuld zu verweigern. So mußte denn der Kommissionär eintreten; aber er

war schon durch so viele Insolvenzen geschwächt, daß er den neuen Sturm nicht mehr ertragen konnte: er mußte den Ruhm seiner Firma preisgeben und sich selbst in die Riste der Schuldner einreihen. In Hamburg, wo das jetzt insolvente Haus seinen Sitz hat, ist die Bestürzung eben so groß wie in Berlin oder Magdeburg, in Königsberg oder München. Es giebt nur wenige Männer in Deutschland, die so tüchtig und ehrenhaft das Ansehen des Kaufmanns mehrten wie der nun schuldlos Gefallene. Er hat dabei die umfassenden Kenntnisse und reichen Erfahrungen eines gut benutzten Menschenalters nicht, wie die meisten hamburger Handelsherrn, in der Kauflade verschlossen, sondern war stets gern bereit, den Schatz seines Wissens befruchtend auf einen weiten Boden zu streuen. Auch in der „Zukunft“ haben die Anregungen dieses Mannes eine Stätte gefunden. Es ist traurig, daß das Gesetz die Häcker, die schuldbeladen sind, ungefährdet läßt, während die unschuldige Beute an den Pranger gestellt wird. Eine Revision des Börsengesetzes wird von Tag zu Tag nöthiger. Dieses Gesetz war auf glänzende Zeiten und auf kräftige, widerstandsfähige Börsen berechnet. Zum ersten Mal hat es sich jetzt in trübten Zeiten zu bewähren, — und schon ergiebt sich ein vollständiger Zusammenbruch seiner guten Absichten, die mit untauglichen Mitteln erreicht werden sollen. Nur Interventionenkäufe können noch das Gekläude einigermaßen festhalten und es ist ein anerkennenswerther Beweis von Opferwilligkeit, daß in diesen Tagen der schlimmsten Kurspanik eine unserer ersten Banken bereit war, ihre reichen Mittel in den Dienst dieses Rettungswerkes zu stellen. Freilich wird die von ihr erzielte vortheilhafte Wirkung dadurch paralytirt, daß die Transvaalregierung einen großen Ausverkauf ihrer letzten Besitztümmer, nämlich der Aktien der Transvaal-Eisenbahn, veranstaltet. Schmähhlich genug, daß es auch in Deutschland Bankiers giebt, die sich an diesem Verstrückungswerk betheiligen.

Lynkeus.



## Notizbuch.

**N**obalbert Falk, der Kulturkampfminister, ist als dreiundsiebzigjähriger Oberlandesgerichtspräsident in dem westfälischen Städtchen Hamm gestorben. Er war der Sohn eines schlesischen Pfarrers und lud den Haß der Positiven beider christlichen Bekenntnisse auf sich. Er war, nach Beruf, Neigung und Geistesrichtung, Jurist und wurde in einen welthistorischen Handel verwickelt, zu dessen Entwirkung gerade die Eigenschaften nöthig gewesen wären, die den deutschen Juristen unseres Jahrhunderts — man mag Savigny und Thering ausnehmen — fast immer gefehlt haben: Psychologie und Diplomatie. Falk hatte für das innerste Wesen der römischen Kirche kein Verständniß; sein Blick drang nicht bis zu den tiefsten Wurzeln ihrer Macht vor. Er war in Hegels Staatsgottheitglauben auferzogen, hielt, mit dem großen Charlatan der Dialektik, den Staat für die Wirklichkeit der sittlichen Idee und meinte, der Staat könne mit seiner Gewalt Alles erreichen, Alles, was ihm beliebt, ändern, Alles, was ihm widerstrebt, beseitigen. Ganz frei war auch Bismarck — er war 1815 in einem märkischen Junkerhaufe geboren! — von diesem Glauben nicht, dem sich, bis der Kanzler über die Dreifensschwelle schritt, noch der unüberwindliche

Widerwille des Protestanten gegen die Papstkirche gefellte. Dazukamen bei dem Exponenten des kleindeutsch-nationalen Liberalismus nach der Reichserschöpfung ernste politische Bedenken. Die Erzbischöfe Ledochowski (von Posen) und Bonnchofe (von Rouen) hatten den im November 1870 vom Kanzler in Versailles ihnen ausgesprochenen Wunsch, der Papst möge auf die französische Geistlichkeit im Sinne des schnellen Friedensschlusses einwirken, nicht zu erfüllen vermocht. Erste Verstimmung. Nach dem Polen und dem Franzosen kam ein Deutscher, Freiherr von Ketteler, der Bischof von Mainz. Er wollte Bismarck bewegen, die das Verhältniß zur katholischen Kirche regelnden Artikel der preussischen Verfassung in die Reichsverfassung aufzunehmen. Bismarck fürchtete den Anspruch der römischen Kirche „auf Betheiligung an der weltlichen Herrschaft“, die Verhandlungen blieben resultatlos, das katholische Centrum konstituirte sich auf neuen, starken Fundamenten und erschwerte die Bildung einer im Sinn des Kanzlers nationalen Mehrheit. Zweite Verstimmung. In Posen, Westpreußen, Oberschlesien schritt die polnische Propaganda von Erfolg zu Erfolg, am Hof hatte Fürst Boguslaw Radziwill in der Kaiserin Augusta eine mächtige, der bismarckischen Politik unfreundlich gesinnte Verbündete, im Kultusministerium war Frau Adelheid von Mühlner, die ihren Mann auch politisch beherrschte, der Polensache günstig gestimmt und der Chef der katholischen Abtheilung, Herr Krähig, war als Beamter früher im Privatdienst der Familie Radziwill gewesen und nach Bismarcks Ansicht auch später geblieben. Um auf diesem gefährlichen Terrain gründlich aufzuräumen, ließ Bismarck den im Volk unbeliebten Mühlner fallen und berief Falk zur Leitung des Kultusministeriums und zur Abrechnung mit den Trägern ultramontaner und polnischer Tendenzen. Falk ging an seine Aufgabe, wie ein Jurist und ein Staatsanbeter an solche Aufgabe gehen mußte. Statt sich zu sagen, daß nur ein neuer Geist — der viel später von Spuller getaufte esprit nouveau darwinischer Duldsamkeit — den alten Feind überwinden könne, statt entschlossen, so weit ein Einzelner es vermag, an dem Bau einer neuen monistischen Weltanschauung zu arbeiten und dem Kanzler vorzustellen, daß nur von solchem Werk Heilung zu hoffen sei, glaubte Falk, mit Gesetzesparagrafen auskommen zu können. Als ein liberaler Protestant hing er an seinem Christenthum, dessen Sittenlehre in modernen, nach kriegerischen und häßlichen Erfolgen strebenden Völkern doch nie zum wahrhaftigen Bekenntniß werden kann, und wählte, den Katholizismus niederzwingen zu können, wenn er nur den Priestern den Daumen kräftig aufs Auge hielt. Er wurde in einem Kampf, den seine Gegner mit streupeloser Leidenschaftlichkeit führten, hart; und diese Härte mußte gerade in der Gründerzeit Erbitterung wecken. Große und kleine Banner blieben unbehelligt, dursten

nur mit  
verlassen.  
Gendar-  
Priestern  
daß die  
waren.  
Erstens,  
ung ein  
erwinden  
gast aus-  
aber in

war im politischen Leben oft das große Wort jähren und stärker, die  
Entscheidung für ihre Ueberzeugung eingetreten waren, mußten das Land  
Bismarck hat gesagt, „an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preussischer  
men, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtsüchtigen  
durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten“, sei ihm klar geworden,  
juristischen Einzelheiten der Maigesetze psychologisch nicht richtig gegriffen.  
Aber die Schlacht war auch von einem finckeren Corps nicht zu gewinnen.  
weil nur eine deutlich erkennbare, kritischem Einspruch trotzenbe Weltanschauung  
altes, mit wundervoller Klugheit und Feinheit ausgebautes Dogma über  
kann; zweitens, weil der Kampf nur auf dem weiteren Gebiet des Reiches sieg-  
gesehen werden konnte, durch die Rücksicht auf die katholischen Bundesstaate

Preußens enge Grenzen gepfercht werden mußte. Immerhin hätte die geschmeidige Kunst eines erfahrenen Diplomaten manche Klippe vermieden. Bismarck verstand mit Kirchenfürsten zu reden. Als ihn Ketteler fragte, ob er etwa glaube, ein Katholik könne nicht selig werden, antwortete er: „Ein katholischer Late gewiß; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft; in ihm steckt ‚die Sünde wider den Heiligen Geist‘ und der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen.“ Der Bischof lächelte und erwiderte den gewagten Scherz mit einer ironischen Verbeugung. Für solche Formen des Umganges mit behenden Herren war Falk nicht der Mann. Er war geschick und tapfer, ein zuverlässiger und vornehmer Mensch, der über das Mittelmaß der heute Regierenden hoch hinausragte, aber nicht von dem Wuchs der Helden weltgeschichtlicher Kämpfe. Er mußte gehen, als Bismarck, dem die Fortschrittspartei — nachdem sie im Kulturkampf die Führung übernommen hatte — den Rücken kehrte, für seine Wirtschaftspolitik die Hilfe des Centrums brauchte und der Hof den auch den evangelischen Frommen unbehaglichen Kultusminister mit verlesender Schroffheit ablehnte. Er ging und verschwand völlig aus dem politischen Leben. Der Mann, der nach Bismarck der populärste Minister Preußens gewesen war, trat still und bescheiden in das Richteramt zurück und schwieg, ein echter, als Staatsanwalt geschulter preußischer Beamter alten Stils, zu Allem, was in deutschen Landen geschah. Er mußte noch erleben, daß sein Todfeind Bedochowski von Wilhelm dem Zweiten ausgezeichnet und gebeten wurde, „das Vergangene zu vergessen“. Und er sah wohl erstaunt, wie in den Tagen heftiger Klassenkämpfe und wirtschaftlicher Interessensfehden die ideologischen Streitigkeiten mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Seine Kraft und sein Intellekt waren eng begrenzt und er konnte als Staatsmann nie Großes vollbringen. Aber er war ein tüchtiger, ernster, gewissenhafter Mensch, nicht ein Lakai im Ministerfrack, und Bismarck, den er so innig bewunderte, hat ihm in den „Gedanken und Erinnerungen“ die Grabinschrift geschrieben: „Minister von der Begabung Falks wachsen bei uns nicht wild“.

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„In verhängnisvolle Bahnen ist unsere hohe Politik gerathen. Das zu bekennen, werden die Ereignisse zuletzt auch den wärmsten Wasserschwärmer zwingen. Aber die Erkenntniß wird sehr langsam fortschreiten, das Bekenntniß ihr sehr zögernd folgen und es wird interessant sein, die einzelnen Etappen dieses rückschreitenden Fortschritts festzustellen. Die erste glaube ich schon heute verzeichnen zu können. In der Schlesiſchen Zeitung war am ersten Juli der Leitartikel überschrieben: ‚Deutsches Blut.‘ Ich glaubte natürlich, er würde dem Schmerz darüber Ausdruck geben, daß wir noch nicht genug Schiffe haben, um ein Armee-corps nach China zu befördern, und die hochtönenden Phrasen der ersten halben Spalte schienen meine Vermuthung zu rechtfertigen. Aber dann kam es anders. Es laſſe sich nicht verkennen, daß der Industrialismus der Neuzeit in seiner beispiellos hastigen Entfaltung doch das Mark der deutschen Kraft bedroht. . . Industrie und Export um jeden Preis darf nicht die Lösung sein. . . Wie ein zügelloser Welthandel unmittelbar selbst die Weltpolitik des Reiches behindern kann, ersieht man jetzt in China, wo die in deutschen Werkstätten geschmiedeten Waffen, von Feindeshand geführt, das deutsche Blut vergießen. . . Hüten wir uns, daß ungemessene Pläne der Weltwirtschaft und Weltpolitik den Adlerlaß nicht etwa weiter treiben, als die Kraft des deutschen Blutes reicht.“  
Vortrefflich! Nur noch nicht deutlich genug und zu spät! Aber deutlich und zur rechten

Zeit reden dürfen solche Zeitungen nicht, denn sie sind von Männern in hohen Stellungen abhängig und Männer in hohen Stellungen sind unfrei. Daher dient die Journalistik der Politik nicht als Wegführerin und Richtpenderin, sondern nur als Schneepflug auf den verkehrtesten Wegen. Ganz richtig weist die Schlesische Zeitung auf die Gefährdung der Landwirtschaft durch die Wasserpolitik hin und erklärt jene für die einzige wirklich gesunde Grundlage des Reiches. Aber auch hier wagt sie nicht das unumgänglich nothwendige letzte Wort auszusprechen: man hat nur die Wahl zwischen einem Bauern- und Militärstaat, der zwar nicht ein für die heimischen Bedürfnisse sorgendes blühendes Gewerbe, wohl aber eine großartige Exportindustrie und ein überseeisches Kolonialreich ausschließt, und einem seebeherrschenden Handelsstaat, der auf Bauernschaft und allgemeine Wehrpflicht verzichtet. Beides zu vereinigen, ist, wie Weltgeschichte und Ueberlegung lehren, unmöglich. Aber — Das will auch noch bedacht sein — zur Landwirtschaft gehört vor Allem Land; daß wir davon zu wenig haben, daß es die Uebervölkerung ist, was den deutschen Osten und das platte Land entvölkert, habe ich oft gezeigt; und daß Kleindeutschland eine zu schmale Grundlage darbietet für eine deutsche Kontinentalmacht, die stark genug wäre, sich zwischen den heutigen Weltmächten auf die Dauer unabhängig zu erhalten, sieht Jeder auf der Landkarte. Hat sich der Vater draußen im Geschäft verspekulirt, so prügelt er daheim Weib und Kinder; in den feineren Familien nicht die Frau, sondernelos die Kinder, in den ganz feinen nur den einen Jungen, der ihn ärgert. Hat sich unser neudeutscher Patriot draußen in der großen Politik verhaufen, so haut er daheim auf den Polen los. Daß auch der Zeitartikler der Schlesischen Das bei dieser Gelegenheit nicht versäumen würde, wußte Jeder im Voraus, der ihn kennt. Aber heute von unbesangenen Blick haben seit fünfzehn Jahren andere Dinge im Voraus gewußt, die wichtiger sind, alle die Dinge, über die unser neudeutscher Patriot täglich in hundert Zeitschriften jammert: daß die Germanienpolitik den deutschen Landwirthen ihre billigsten und willigsten Arbeiter nimmt, daß uns die Verdrängung der inländischen Slaven aus ihrem alten Stammsitz mit ausländischen überflüssig macht, daß der Hundertmillionenfonds die Polen wirtschaftlich, der Versuch, ihre Sprache und Rationalität auszurotten, sie moralisch stärken und daß diese ganze Politik auch die unteren Schichten des Volkes, die vor dreißig Jahren für Preußen schon halb gewonnen waren, mit unberöhnlichem Haß gegen diesen Staat erfüllen werde, — gegen Preußen, nicht gegen das Deutsche Reich, dessen Vasallen die alten Polenherzöge gern gewesen sind. Es wird unserem deutschen Patrioten sauer werden, sich auf seinem Erkenntnißfortschritt bis zu dieser Stufe durchzuringen, aber es hilft kein Ritteln vorm Frost: er muß es“.

Als die Waarenhaussteuer, die mit schlechten Gründen verteidigt, aber mit noch schlechteren im Landtag bekämpft wurde, noch nicht bewilligt war, hieß es, die Waarenhäuser würden riesige Ausverkäufe veranstalten und sich dann in Spezialgeschäfte verwandeln oder ganz auflösen. Diese fürchterlichen Prophezeiungen sind bisher unerfüllt geblieben. Wertzeims vergrößern ihre Kundenkathedrale und Liez baut einen neuen Stapelpalast, den größten, den wir in Berlin vorläufig haben. Es ist gekommen, wie es kommen mußte: die Waarenhausbesitzer wälzen die Steuer ab. Sie verlangen von ihrem Lieferanten jetzt einen Extrarabatt von zwei Prozent und erklären kurz und bündig, daß sie nur noch bei den Lieferanten einkaufen werden, die diese Bedingung

erfüllen. Sie werden also nicht den geringsten Schaden haben und nach wie vor in heiterer Seelenruhe die kleinen Händler zerquetschen können. Das Hohe Lieb von der Rettung des Mittelstandes klingt schon heute recht lächerlich.

Erzherzog Franz Ferdinand, der berufen ist, einst auf den — aus sehr verschiedenem Material gefügten — Thronen von Oesterreich und Ungarn zu sitzen, hat sich mit der Gräfin Sofie Chotek verheiratet. Nach dem österreichischen Hausgesetz, das nur der Kaiser ändern kann, war die Braut nicht ebenbürtig, also konnte nur eine sogenannte morgantische Ehe geschlossen werden. Das, sollte man meinen, kann nur das Ehepaar, den Kaiser Franz Joseph, allenfalls noch die Oesterreicher interessieren, die dadurch um das Glück kommen, später wieder einer richtigen Landesmutter zuzubeln zu dürfen. Die Weisen aus dem Morgenland unserer Presse sind anderer Ansicht. Ihre feine Nase ärgert der „mittelalterliche Moberdust“, der aus Oesterreich herüberweht, und sie zetern in langen Artikeln über die der Gräfin Chotek angethane Schmach. Solches läppisch aufdringliche Treiben darf nicht schweigend geduldet werden. Die Herren sollen den österreichischen Hof zufrieden lassen und, wenn in ihrer Brust der Muth seine Spannkraft läßt, furchilos gefälligst in die mittelalterlichen Moberdüfte hinein schnuppern, die diesseits der böhmischen Grenze den hellen Julihimmel undütern.

Ein österreichischer Leser, der in blindem Glauben an die Allweisheit des Herrn Ludwig Speidel auferzogen ward, fragt, ob dieser starke Stilist wirklich, wie hier erzählt wurde, Wagners Tetralogie eine „Affenshande“ genannt habe. Gewiß hat er Das gethan. Der damals sechsundvierzigjährige Kritiker hat 1876 geschrieben: „Nein, nein und dreimal nein, das deutsche Volk hat mit dieser nun offenbar gewordenen musikalisch-dramatischen Affenshande nichts gemein; und sollte es an dem falschen Golde des Nibelungenringes einmal wahrhaften Gefallen finden, so wäre es durch diese bloße Thatfache ausgestrichen aus der Reihe der Kunstvoller des Abendlandes.“ Da wir gerade von Kritikern sprechen, sei auch eines berliner „geistigen Führers“ gedacht, der sich freilich dem Sprachmeister Speidel nicht vergleichen darf: des Herrn Ludwig Pietsch. Diesen Professor sollte man endlich honoris causa pensioniren; sein Gefasel und seine wüsten Sagengethüme sind nicht mehr zu ertragen. Neulich berichtete er den Kunden der Bossin, Dante sei in Trient geboren; merkwürdig, daß man ihn bisher stets den großen Florentiner nannte. Auch über den Rang der Portraitisten hat Herr Pietsch seine eigene Meinung. Und galt immer Lenbach als der größte deutsche Bildnißmaler. Pietsch weiß es besser. Er spricht, sehr von oben herab, von den „Vorjügen und Schwächen der lenbachischen Manier“ und bemerkt unter den in Berlin ausgestellten Bildern des münchener Meisters nur „eine glänzende Ausnahme“; aber auch das ist nur „eins der von Lenbachs Schwächen am Freiesten gebliebenen Bildnisse“. In dem selben Bericht aber rühmt der selbe Kritiker einen Herrn von Voigtländer über den Alee. Dieser Portraitist hat „ausgezeichnete Eigenschaften: die plastische Körperhaftigkeit, die treffliche Wiedergabe der Wirkung des Lichtes, die Kraft und Breite der malerischen Behandlung.“ Die ausgezeichnetste Eigenschaft des sonst unbekanntem Herrn von Voigtländer wird den Lesern der Bossischen Zeitung dabei noch verschwiegen: er ist der Schwiegersohn des Herrn Ludwig Pietsch. Zum Glück gehört der Professor und Geschmacksverderber nicht zu Denen, die „nicht anders können“. Neulich hatte er die Aquarellistin Bertha Scharfenberg, die er für

eine münchener Sezessionistin hielt, in Grund und Boden verurtheilt und kein gutes Paar an ihr gelassen. Da erfuhr er, die Dame habe mit der Sezession gar nichts zu thun, und schrieb nun ein paar Tage später, er habe geirrt: „Die Dame ist eine geistreiche, kühne Dilettantin von ungewöhnlicher, besonders koloristischer Begabung“. Sie „malt flott“ und hat „eine ungemein feine Empfindung“. „Und sobald man sich unbefangen in die Betrachtung der einzelnen Bilder versenkt, erkennt man sehr wohl, daß ihr auch das Talent gegeben und von ihr zu einer anerkennenswerthen Ausbildung gebraucht ist, Stimmungen in reicher Abstufung auf der Bildfläche treulich wiederzuspiegeln.“ Kann man von einem geistigen Führer noch mehr verlangen?

Auf den preußischen Eisenbahnstationen gab es in der vorigen Woche zwei Tage lang frohliches Leben. Zugführer, Schaffner, Wagenmeister und Weichensteller fanden sich in kleinen Grüppchen zusammen und wisperten mit vergnügten Mienen, als seien sie von einem erfreulichen Ereigniß überrascht worden. An den Einfahrtweichen riefen die Preizer einander kurze Sätze zu und unter dem Ruß leuchtete dann ein Vächeln auf. Was war geschehen? War eine Gehaltszulage oder eine Verkürzung der Arbeitszeit angekündigt worden? Nein: in den Zeitungen hatte gestanden, Herr von Thielen, der Eisenbahnminister, werde noch in diesem Sommer aus dem Amt scheiden und die Villa beziehen, die er sich von dem ertheilten Vermögen erbaut hat. Diese Kunde hatte die schwer arbeitenden Leute, denen die annoch wirkende Exzellenz ein ungnädiger Herr ist, mit froher Hoffnung erfüllt. Schlimmer, dachten sie, kann es nicht kommen und vielleicht wird es unter Bude gar besser. Die Freude währte nicht lange. In die Sommerlust plagte die Melbung, das Gerücht sei falsch und Herr von Thielen werde seine ungemein schätzbare Kraft auch ferner dem glücklichen Preußen widmen. Wenn den Ferienreisenden die betrübteten Gesichter der Bahnbeamten aufgefallen sein sollten, werden sie jetzt wissen, wodurch im Schienenreich die Vandestrauer entstanden ist.

Auch die Leiter der großen Banken trauern; sie sinnen wehmüthig dem entschwundenen Aufschwung nach. Die Melancholiker unter ihnen lassen den Kopf hängen, die Humoristen erzählen Jedem, ders hören will, jetzt erst, in den schlechten Zeiten, sei ihr Gewissen ruhig, denn vorher hätten sie sich selbst oft bang gefragt, ob sie es verantworten könnten, alljährlich Riesengewinne einzusäckeln, ohne den Aktionären an Arbeit ein Äquivalent zu leisten. Das Gewissen dieser Partifühlenden wird so bald nicht wieder beunruhigt werden. Geldmangel, amerikanischer Export, industrielle Erschlaffung; überall sieht man schlimme Symptome. Noch hindern die Banken durch Massenaufkäufe den run, aber sie können nicht ihr ganzes Millionenkapital in Effekten festlegen und es wird nicht bei den fünfzig bis sechzig Prozent Verlust bleiben, die heute schon fast alle Papiere zu tragen haben. Auch in Paris sieht es böse aus; namentlich um die valeurs d'exposition ist es schlecht bestellt. Die Eiffelturmartien sind von 600 auf 200, die des Trottoir Roulant auf 75 Francs gefallen und im Ganzen sollen an Ausstellungswerthen bis zum Juniultimo schon mehr als zwanzig Millionen verloren worden sein. Dazu kommt der Krach der Restaurants auf der Weltmesse, von denen bereits drei Duzend geschlossen werden mußten, und der Jammer der Kioskpächter und Tingeltangeldirektoren. Aber in Paris handelt es sich nur um Investierungen im Betrage von ungefähr zweihundert Millionen, während bei uns etwa zwei Milliarden in mehr oder minder phantastischen Unternehmungen festgelegt worden

sind. Der leise Knack ist schon da, der laute wird folgen und dann wird man erkennen, wie ungeheuerlich der Reichthum Deutschlands überschätzt worden ist und wie wenig selbst die als unzweifelhaft gut gepriesenen Papiere werth sind, die von siebernden Profitjägern so vorwiegend in die Höhe getrieben wurden. Und zu Allem noch die chinesischen Wirren! Sogar kluge Bankleute haben in den Unheilsmögen den Kopf verloren und einer von ihnen fand auf die telephonische Frage nach den Sommerausichten neulich keine andere Antwort als den Seufzer: kantschauerlich!

\* \* \*

Der arme Prinz von Wales hat Pech. Er war so stolz auf sein Attentat. Aber die Sache will nicht klappen. Zuerst war die Kugel nicht zu finden, die der Knabe Sipido auf den dicken König der Herrenmode und des Baccarat abgeschossen haben sollte. Endlich fand sie ein findiger Bahnbeamter, dem wahrscheinlich gesagt worden war, er müsse das Dienstliche segnen, wenn seines Suchens Mühe umsonst bleiben sollte. Nun hatte man einen Attentäter und eine Kugel und der Prinz konnte sich in ein bequemes Martyrium träumen. Da ward das Unglaubliche Ereigniß: die brüsseler Geschworenen sprachen Sipido und dessen Genossen frei. Sie schlossen sich wohl der hier vertretenen Meinung an, der alberne Lämmel müsse eigentlich In-sipido heißen, behandelten die Sache als einen dummen Bengelstreich und lachten am Ende gar noch ins Häuschen, als der Freigesprochene schnell über die Grenze entschlüpfte. Der arme Prinz von Wales, dem der Deutsche Kaiser auf dem altonaer Bahnhof feierlich zur Lebensrettung gratulirt hatte, ist um sein Attentat gekommen. Wie er sich trösten wird? Man liest, er werde nächstens mit dem belgischen Leopold ein Rendezvous haben und Beide hohe Herren planten ein großes gemeinsames Geschäftsunternehmen. Der dem Deutschen Reich innig verbündete monegasische Tiefseeforscher soll gezittert haben, als er die Nachricht in einer pariser Zeitung las.

\* \* \*

Das Neueste aus Byzanz. I. In Nauheim steht auf der Kurterrasse unter hundert anderen ein gewöhnlicher Gartenstuhl, auf dem in Metallschrift zu lesen ist: „Auf diesem Stuhl saß am zehnten September 1894 Prinzess Alix von Hessen, jetzt Kaiserin von Rußland.“ II. Aus berliner Zeitungen: „Einen gänzlich unerwarteten Besuch erhielt gestern nachmittag die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof, nämlich den Besuch des Kronprinzen Wilhelm. Der junge Thronfolger war kurzer Hand in Begleitung eines höheren Militärs von Potsdam aus mit einem fahrplanmäßigen Mittagzuge nach Berlin gefahren und legte den Weg vom Bahnhof bis zur Ausstellung zu Fuß zurück. Nach kurzer Begrüßung durch die inzwischen von dem Besuche benachrichtigte Ausstellungsleitung trat der Kronprinz den Rundgang durch die Säle an, wobei er wiederholt seiner Bestriedigung unter Bezeugung des größten Interesses Ausdruck gab. Inzwischen war eine königliche Hofequipage vor dem Hauptportal der Ausstellung vorgefahren und brachte später den Kronprinzen zum Bahnhof zurück. Die Ausstellungsbesucher waren über das leutfelige Wesen des Kronprinzen sehr erfreut, der es sogar nicht unterließ, im Stehen ein Glas Bier zu trinken, was nach der loyalen Art des Kronprinzen allerdings nicht mehr überraschen kann.“ Kann im deutschen Lande der Loyalität überhaupt noch Etwas überraschen?